Die Wehrmacht

HERAUSGEGEBEN VOM OBERKOMMANDO DER WEHRMACHT

5. Jahrgang · Nummer 19 · Berlin, den 10. September 1941 · Einzelpreis 25 Reichspfennig und Bestellgeld · Erscheint vierzehntäglich

Akad. Lesehalle Heidelberg

Aufnahme: PK-Weber-Hoffmann

Zwei Sekunden vor X-Zeit

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1941/0434

gefördert durch
Baden-Württemberg

Unsere Soldaten am Schwarzen Meer

Von Kriegsberichter Dr. Erich Lorenz

Weit über einen Kilometer breit ist bei Nikolajew, dem ersten Schwarzmeer-Hafen, der in unsere Hände fiel, der Bug. Ununterbrochen marschiert nach der Einnahme der Stadt unsere Infanterie, pausenlos rollen unsere motorisierten Divisionen über eine primitive von den Sowjets gebaute Floßbrücke — nach Osten

Mit großer raumgreifender Bewegung war nach Abschluß der Schlacht um Uman eine der Panzerdivisionen der Gruppe von Kleist in fast genau nord—südlicher Richtung gegen das Schwarze Meer vorgestoßen und hatte den Hafen Nikolajew im Osten und Süden umfaßt. Tagelang wurde um die Stadt gerungen, die die Sowjets schon lange Zeit vorher in mächtigen Verteidigungszustand versetzt hatten. Ohne Unterbrechung rannten unsere Panzer gegen den mit Artillerie und anderen schweren panzerbrechenden Waffen gut ausgerüsteten Gegner an, bis Nikolajew am 17. August als erster Hafen am Schwarzen Meer in unsere Hand fiel. Damit verloren die Sowjets, die ja nur über ganz wenige bedeutende Häfen am Schwarzen Meer verfügen, den einen ihrer wichtigsten Umschlaghäfen für Getreide (der andere ist Odessa) und für die Eisenerze des großen Beckens um Kriwoj Rog, das schon einige Tage vor Nikolajew erobert wurde. Werften für Kriegsschiffbau, riesige Getreidesilos und die Erzkais gerieten unter unsere Kontrolle.

Als wir zwei Tage nach dem Fall von Nikolajew die Stadt von Norden her — aus der Einöde der menschenleeren Steppe kommend — erreichten, standen wir vor einer zerstörten Holzbrücke, die einen schmalen Bugarm überquerte. Dem Ziel greifbar nahe, konnten wir es doch nicht erreichen und mußten in weitem Bogen zurück durch die Steppe den Bugarm umfahren, bis Nikolajew, das sich weit ausgebreitet am Liman des Bug hinzieht, erneut vor uns lag. Eine Straßenbahnlinie, deren Masten schief über die Straße hingen und deren Schienen vom Steppenwind bloßgelegt waren, führte uns in eine Stadt, in der graue, schmutzige einstöckige Häuser sich an völlig verwahrlosten Straßen hinzogen, auf denen einige staubbedeckte Akazien vergeblich versuchten, die glühendheißen Strahlen einer fast tropischen Sonne abzuhalten. Diese Stadt bot einen trostlosen Anblick und unterschied sich kaum von den verfallenden Dörfern der Steppe. Die im Straßenkampf zerstörten und ausgebrannten Häuser taten ein übriges,

Auf den Hellingen der Staatswerft fanden unsere Truppen den riesigen unvollendeten Rohbau eines 35 000-t-Schlachtschiffes vor, das bereits im Jahre 1937 auf Stapel gelegt wurde. Neben dem Koloß des Schlachtschiffes liegt der schlanke Rumpf eines 10 000-t-Kreuzers, halbfertig im Rohbau. Links das Schlachtschiff, rechts der Kreuzer ◆ Vergeblich hatten die Sowjets versucht, den Kreuzer zu sprengen. Deutlich ist auf unserem Bild der von der Sprengladung verursachte Erdtrichter zu erkennen

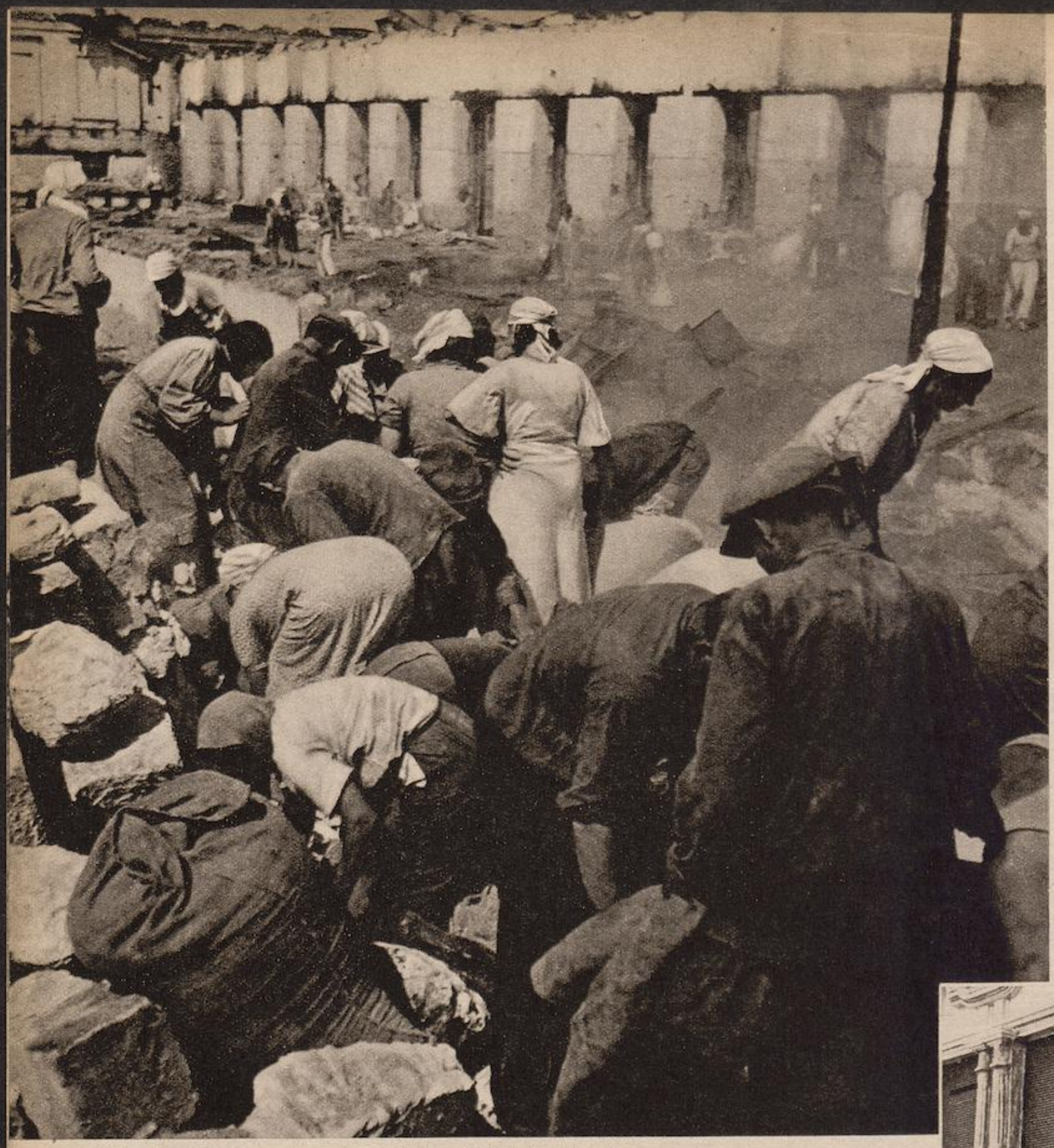
Bild links: So hatten die Sowjets in Nikolajew gehaust, bevor sie aus der Stadt vertrieben wurden

Aufnahmen: PK-Dr. Erich Lorenz

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1941/0435

gefördert durch
Baden-Württemberg



Von den „Zerstörungsbrigaden" sind überall Gebäude in Brand gesteckt worden. „Als wir an ihnen vorbeifuhren," schreibt Kriegsberichter Dr. Lorenz, „bot sich uns ein grauenvolles Bild des Elends und des Hungers: Frauen, Kinder und Männer wühlten in den schwelenden Trümmern herum und suchten mit den Händen nach vielleicht unversehrt gebliebenen Lebensmitteln"

um dieses Bild einer bolschewistischen Arbeiterstadt in der ganzen Trostlosigkeit ihrer Unkultur zu unterstreichen.

Vor dem Einrücken deutscher Truppen hatten die sowjetischen Verteidiger die Stadt zur Plünderung dem Mob „freigegeben". Soweit sie noch Zeit hatten, waren „Zerstörungsbrigaden" durch die Straßen gezogen, hatten Häuser in Brand gesteckt, Wohnungen verwüstet und der johlende Mob hatte sich der wenigen vorhandenen Lebensmittel der staatlichen Verkaufsstellen bemächtigt. Plakate, die zahlreich an den Lichtmasten hingen, forderten die zivile Bevölkerung zum Eintritt in die Volkswehr auf. Sie hatten vergeblich geworben, denn die Arbeiterschaft war zum Teil geflüchtet und der Rest hatte wenig Lust verspürt, sich von Panzersprenggranaten zerreißen zu lassen. So hingen diese Plakate jetzt und schrien mit grellen Farben ihre Werbung in eine zerstörte Stadt.

Im Hafen, auf den Hellingen der Staatswerft, fanden unsere Truppen den riesigen Rohbau eines 35 000-Tonnen-Schlachtschiffes vor, das zwar schon 1937 auf Stapel gelegt worden war, aber bis heute noch nicht die Panzerplatten der Außenhaut angelegt bekommen hatte. Bei dieser diffizilen Aufgabe, die ein solcher Koloß an die Ingenieurkunst stellt, hatte anscheinend die arbeitsmäßige Organisation der Sowjets, die sonst so große Meister in der „Organisation der Zerstörung" sind, versagt. Neben dem Schlachtschiff lag der schlanke Rumpf eines 10 000-Tonnen-Kreuzers, dessen Backbordseite sich unter der glühenden Hitze der nebenan abgebrannten Werfthalle unerheblich verzogen hatte. Das ganze Werftgelände war übersät von graugrünen Stahlhelmen und zerschlagenen Gewehren. Ein schwerer Granatwerfer lag noch neben dem zusammengestürzten Gerüst einer Werkhalle, Kisten mit Handgranaten standen verborgen unter Stahlplatten, und die weißen Bänder aufgerissenen Verbandszeugs schlängelten sich über den schwarzen Boden des Werfthofes. Hier hatte der Russe besonders heftigen Widerstand geleistet.

Um das Gelände der Werft stehen die elenden Hütten der Arbeiter. Lehmkästen, in deren Enge oft eine unvorstellbare Zahl von Menschen wohnen. Ordnung und Sauberkeit sind ihnen unbekannte Begriffe. Stumpf, energielos sitzen sie vor den Brettertüren ihrer Häuser, einem Schicksal ergeben, das sie nicht mit eigener Kraft abwenden konnten. In einem dieser Elendslöcher begegnen wir einer Deutschen, einer Frau von vielleicht 35 Jahren, die lange Zeit wegen ihrer deutschen Abstammung von den Roten ins Gefängnis

Überall das gleiche Bild des Elends: Halbverhungerte Obdachlose in den Straßen Nikolajews

Nach dem Kampf: Gefangene Sowjetsoldaten auf dem Marsch in eine deutsche Verwundeten-Sammelstelle

geworfen worden war. Sie erzählt uns von der systematischen Verhetzung der Arbeiter durch die Juden und Bolschewisten und daß sie alle an die Greuelmärchen der abgeschnittenen Ohren und Nasen geglaubt hatten. Jetzt, nach zwei Tagen bereits, wäre allerdings die Stimmung vollkommen zu unseren Gunsten umgeschlagen, nachdem selbst die Verhetztesten unter ihnen einsehen mußten, daß deutsche Soldaten nicht gegen Zivilisten kämpfen. Der Erwerb des Vertrauens dieser Arbeiterschaft ist die zweite gewonnene Schlacht um Nikolajew.

Unten am Liman führt eine primitive Floßbrücke über die über 1 Kilometer breiten schmutziggrauen Wasser des Bug. Auf ihr marschierten Tag und Nacht die Divisionen unserer Armeen, von den Sümpfen des Pruth im Westen und von den reichen Feldern der Nordukraine kommend, durch die graue Stadt Nikolajew. Regiment um Regiment, Kolonne um Kolonne, Geschütz um Geschütz rollte polternd über die dicken Bohlen dieser Floßbrücke, die zwar von den Sowjets zerstört, von unseren Pionieren aber schnell wieder zusammengesetzt wurde. Vergeblich versuchten am Morgen bolschewistische Bomber, diese Brücke anzugreifen. Im heftigen Flakfeuer mußten sie vorzeitig abdrehen.

Unaufhörlich fließt der Strom unserer Divisionen über den Hafen Nikolajew hinaus nach Osten. Nach Osten!

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1941/0436

gefördert durch
Baden-Württemberg

An der Front bei Wiborg

Finnische Sturmboote setzen über den Wuox, einen seenreichen Fluß in der Nähe von Wiborg, das am 29. August den Sowjets entrissen wurde. Erst nach harten Kämpfen konnten sich die Finnen in den Besitz des Flusses setzen

Aufnahmen: Hoffmann (2)

Durch Feldbefestigungen aller Art hatten die Sowjets das Gelände um Wiborg besetzt. Pionierstoßtrupps beseitigen alle Hindernisse

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1941/0437

gefördert durch
Baden-Württemberg

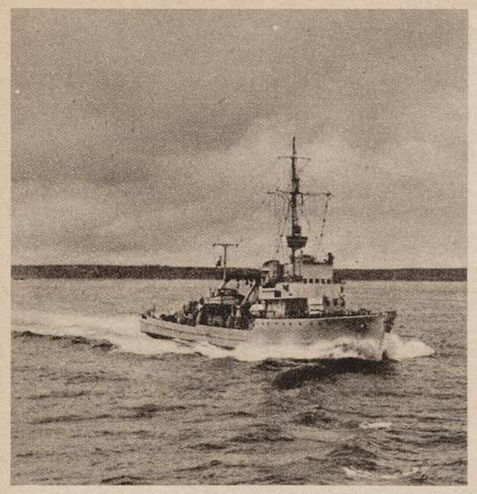


Bild außen: Deutsches Minensuchboot auf Feindfahrt. Im Hintergrund das Ufer einer Kanalinsel. ◆ Von der Brücke aus wird die Lage des eines feindlichen U-Bootes, dessen Seerohr eben noch entdeckt werden konnte, angepeilt

„WASSERBOMBEN-KLAR ZUM WURF!"

Ein Wort- und Bildbericht von Dr. Paul Burkert

Mit Marschfahrt und in Kiellinie pflügen die Boote der Minensuchflottille nordwärts durch den Atlantik dem Kanal zu. Die See ist nur mäßig bewegt, die Sonne steht tief am Horizont. Ruhe herrscht auf allen Booten. Nur auf den Brücken stehen die Wachen und halten Ausguck über die Wasserfläche. Der Kommandant, unser Kapitänleutnant, hat sich auf das Ledersofa im Kartenhaus gelegt, um „eine Mütze voll" Schlaf zu nehmen. Ab und zu geht am Mast des Führerbootes ein Signal hoch. Zumeist eine Mitteilung: „K. an K." (d. h.: Kommandant an Kommandant). Auch jetzt wehen wieder Signalflaggen am Mast aus. Aber diesmal wird es in der Sekunde darauf auf allen Booten lebendig.

„U-Boot-Alarm!" schallt es über Deck. „Feindliches U-Boot tauchend gesichtet!" meldet der Signalgast dem Kommandanten, der schon auf die Brücke gekommen ist. Es folgt die Meldung einer Grad-Zahl, aus der der Kommandant erkennt, in welcher Richtung das U-Boot unter Wasser verschwand. Unsere M-Boote gehen bereits mit hoher Fahrt aus der Kiellinie auf Dwarslinie.

„Wasserbomben klar zum Wurf! Einstellung: 50, 90, 120 m!" befiehlt der Kommandant. Am Heck entsteht lebhafte Bewegung. Die Mannschaft — alle mit Schwimmwesten, die „vorgeflutet" (d. h. halbaufgeblasen) sind, damit im Gebrauchsfall nicht zuviel Zeit verlorengeht, setzen die Wasserbomben auf die Abschußvorrichtung oder legen sie am offenen Heck achteraus und bordseits zum Fallenlassen klar. Die befohlene Tiefe, in der die Bomben explodieren sollen, wird eingestellt. Das alles geht unglaublich schnell, aber ohne jede Hast mit oft geübten und lang gewöhnten Griffen vor sich. In der Mitte des Hecks steht der Befehlsübermittler mit den Kopfhörern an den Ohren und dem Mikrophon vor dem Mund. Die Boote unserer Flottille laufen jetzt in gleicher Höhe mit bestimmtem Abstand.

„Wasserbomben klar!" übermittelt der Befehlsempfänger, und „Wurf!" lautet das Kommando.

Die schweren schwarzen, gestielten Bomben fliegen von der Abschußvorrichtung in hohem Bogen über Deck, klatschen auf das Wasser, versinken. Sekundenlanges, gespanntes Warten. Dann ein dumpfer Knall unter der Wasseroberfläche. Augenblicke später eine schwere Erschütterung unseres Bootes. Mit unvorstellbarem Druck werden unter der Explosionswucht der Bombe die umgebenden Wassermassen zusammengepreßt. Eine Druckwelle verbreitet sich im weiten Umkreis und erschüttert alles, was sie trifft, schwer. Auch unser mit großer Fahrt durch die See preschendes Boot wird von der Welle erfaßt und geschüttelt, daß es klirrt. Wehe dem U-Boot, das in den nahen Bereich einer solchen Bombe gerät!

Bombe um Bombe fliegt in rascher Folge über das Deck oder wird vom Heck ins Wasser geworfen. Mit Sekundenzwischenräumen erfolgen die Explosionen und die Erschütterungen. Die gesamte Besatzung unseres Bootes ist von einem Gedanken beherrscht: Den Gegner vernichten!

Ein neues Kommando schallt über Deck. Das Bombenwerfen wird eingestellt, wir gehen über Steuerbord auf Gegenkurs. Da sehen wir von der Brücke aus plötzlich backbord voraus Bewegung im Wasser. Öl sprudelt hoch, Luftblasen steigen auf. „Das U-Boot ist getroffen!" ruft einer. Unser Kommandant sieht ihn einen Augenblick an, lächelt und gibt Befehl: „Kurs auf den Ölfleck!" — „Wasserbomben klar zum Wurf! Tiefe 90 und 120 m!"

Sekunden verstreichen. „Wasserbomben sind klar zum Wurf!" meldet das Heck. Unser Boot hat den Ölfleck erreicht. Mitten hindurch schneidet der Bug. „Wurf!" Wieder sausen die todbringenden Bomben durch die Luft, klatschen ins Wasser, sinken, detonieren! Wieder erzittert unser Schiff unter der unheimlichen Wucht.

Nach einigen Minuten gehen wir abermals auf Gegenkurs und setzen einen Kutter aus, um da, wo der Ölfleck aufsprudelte, nach Wrackteilen zu suchen. Aber es wird nichts gefunden.

Unser Boot erhält den Befehl, die Nacht über hier zu patrouillieren und trennt sich vom Verband, der nordwärts weiterfährt. Die Spannung an Bord hält noch an. Die Mannschaften sprechen über das Erlebnis, erörtern die Frage, ob das U-Boot vernichtet ist oder nicht. Einer löst die Erregung: „Wenn wir die englische Mütze des Kommandanten finden, ist es bestimmt vernichtet!" Lachen, Beruhigung.

Bild rechts: Eine Wasserbombe explodiert im Kielwasser unseres Bootes ◆ Eine der geworfenen Bomben hat gewirkt. Sprudelnd ist Öl hochgekommen und hat sich an der Oberfläche zu einem großen Fleck ausgebreitet. Im Hintergrund ein zweites Minensuchboot der Sicherungsdivision. Gespannt lauert die Mannschaft auf dem Heck des Angreifers, ob Teile des U-Bootes hochgetrieben werden

Die Boote sind in Dwarslinie gegangen und werfen Wasserbomben an der Stelle, wo das U-Boot tauchte

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1941/0438

gefördert durch
Baden-Württemberg

Mit dem Skizzenbuch an der Ostfront

1

2

Hoch wirbelt der Staub unter den Marschtritten unserer Infanteristen. Beim nächsten Regenfall wird er sich in grundlosen Schlamm verwandeln

3

Eine bespannte Nachschubkolonne auf den Straßen der weiten russischen Ebene in der Gegend des Ilmensees
Zeichnungen PK-Arlart, Aufnahmen PK-Spitta

4

1 Ein typisches Vormarschbild von der Front vor Petersburg: zerschossene Sowjetpanzer auf grundloser Straße, links und rechts sichernde deutsche Schützen

2 Riesigen Fackeln gleich steht überall neben den Vormarschstraßen lodernde Glut am nächtlichen Himmel. Wie Silhouetten heben sich die deutschen Artilleristen vor dem Schein der Brände ab

3 Stundenlang kann man durch die weite russische Ebene reiten, durch das unendliche trostlose Land, ohne daß sich die Landschaft ändert. Hin und wieder trifft man auf ein paar verlassene und zerfallene Holzhütten, ein totes Pferd am Wege. Unsere Zeichnung zeigt zwei deutsche Artilleristen, die ihrer Abteilung nachgaloppieren

4 Unsere Landser haben sich am Gegner festgebissen. Handgranaten detonieren, dazwischen bellen Maschinenpistolen ihre kurzen Feuerstöße. Die Sowjets holen sich blutige Köpfe und müssen sich bald zurückziehen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1941/0439

gefördert durch
Baden-Württemberg

AUS DEM TAGEBUCH EINES SOWJETKOMMISSARS

MIT LÜGE UND GENICKSCHUSS

Der politische Kommissar einer Sowjet-Division. Bald nach Beginn des Ostfeldzuges hatte Stalin den politischen Kommissaren im Sowjet-Heer wieder die alten Vollmachten zurückgegeben und sie dadurch zumindesten indirekt zu Herren über Tod und Leben der bolschewistischen Soldaten gemacht. Von der Brutalität und Rücksichtslosigkeit dieser Kommissare erzählt das Tagebuch, das an der Ostfront erbeutet wurde

Aufnahmen: PK-Arndt, PK-Schneider (Scherl)

Mitgeteilt durch Kriegsberichter Günther Heysing

Nachfolgend wird das Tagebuch eines bolschewistischen Divisionskommissars der Öffentlichkeit übergeben. Die Tagebuchaufzeichnungen beginnen mit dem 22. Juni, also am Tage des Kriegsbeginns gegen die Sowjetunion. Sie enden am 29. Juli. Wenige Tage später, am 5. August, wird das Tagebuch im Walde südlich Chawratowka, einem südlich von Smolensk gelegenen Dorfe, neben zerschlagenen und fortgeworfenen Gewehren gefunden. Über das Schicksal des Divisionskommissars ist nichts bekannt. Dennoch interessieren seine Aufzeichnungen, aus denen der aufmerksame Leser sich ein ungefähres Bild von der Psyche bolschewistischer Militärkommissare machen kann. Die Aufzeichnungen des Bolschewisten wurden von einem Dolmetscher so wortgetreu übertragen, daß sie auch in der fremden Sprache noch die rohe Verschlagenheit und Verlogenheit des Tagebuchschreibers erkennen lassen.

26. JUNI: Am 22. Juni erfuhr ich gegen 12 Uhr vom Beginn des Krieges. Vom 23. bis 26. Juni habe ich bei der Mobilisation mitgewirkt. Die Stimmung bei den Einberufenen war nicht schlecht. Die Truppenteile sind vorbereitet, in den Kampf zu treten. Das wichtigste in der parteipolitischen Arbeit während der Mobilisation besteht darin, die Einberufenen erst dann darüber zu informieren, daß sie in den Krieg ziehen müssen, wenn ihr Abtransport zur Front erfolgt. Vorher ist ihnen über ihre Einberufung für den Krieg nichts zu erwähnen.

Sofort sind alle Kommissarvorbereitungen für den Kriegszustand zu treffen. Dazu gehört a) jeder Kommissar muß das Gewehr ständig scharf geladen mit sich führen, b) jeder trägt immer die Gasmaske mit sich, c) jeder steckt zahlreiche Kampfmunition ein, d) der Militäreid wird abgenommen, e) Herausgabe der Erkennungsmarken, f) für reguläre Beschäftigung zur Stärkung der Disziplin sorgen, g) Informationen über die laufende Politik herausgeben.

29. JUNI: Vom 26. bis 29. Juni einen Marsch unternommen. Die Kommissare müssen während des Marsches darauf achten, daß sich kein Sowjetsoldat auf ein Fuhrwerk setzt. Der Kommandeur hat an der Spitze der Kolonne auf dem Pferde zu reiten. Die Kommissare haben darauf zu achten, daß keine Sowjetsoldaten davonlaufen. Es sind Fälle vorgekommen, daß aus der 4. Kompanie des 236. Regiments in der 187. Schützendivision Sowjetsoldaten sich in einem Hause versteckten und von dort aus, nach Abzug der Truppe, in den Wald liefen, wo sie sich deutschen Soldaten ergaben. In solchen Fällen sind die Sowjetsoldaten sofort zu erschießen.

1. JULI: Gestern nacht erlebte ich zum ersten Male ein Bombardement aus der Luft, was sehr gefährlich war. Die Detonation der Bomben und das Maschinengewehrfeuer der Flieger konnten einen um den Menschenverstand bringen. Ich konnte die ganze Nacht nicht schlafen, weil sich die Bombardierung vornehmlich gegen die Stabsunterkünfte richtete. Dabei ist die Frontlinie etwa 100 Kilometer von hier entfernt. Die Kämpfe am Tage erscheinen mir nicht so gefährlich wie in der Nacht. Bald werden wir in der vordersten Linie eingesetzt werden.

Formen der Kommissararbeit: Alltäglich erfolgt eine Information über die Tagesereignisse, wobei die leitenden Organe genau über die Lage an der Front berichten und dann Aufgaben für den nächsten Tag erhalten. Es steht schlecht mit Zeitungen. Auch Radio ist nicht vorhanden. Nur der Apparat auf der Maschine des Divisionskommandeurs kann benutzt werden.

5. JULI: Der 14. Kriegstag. Einzelne Teile unseres Armeekorps haben schon in den Kampf eingegriffen. Wir haben schon Gefallene und Verwundete. Der Adjutant unseres Armeekorps, Sergiew, ist verwundet. Der Regimentskommissar Jegorow war gestern, bewaffnet mit einer Pistole, in einen Kampf mit vier feindlichen Panzern verwickelt. Der Feind erlitt dabei bestimmt keine Verluste. Jegorow kam verwundet zurück. Verschiedene Truppenteile unseres Armeekorps kamen noch nicht an die Front, da sie durch die unterbundenen Eisenbahnwege an verschiedene Orte verstreut wurden. Gestern wurde die Station Tschaussy schwer bombardiert. Sobald sich ein Militärzug der Station näherte, waren die deutschen Flugzeuge da und warfen Bomben ab.

Die örtlichen Parteiorgane agitieren lebhaft für die Sowjetmacht. Zu ihnen gehört der älteste Propagandist von Mogilew, Monarchkow. Es gibt aber auch Elemente, die stark gegen die Sowjetmacht agitieren.

11. JULI: Bis jetzt war von einem Vorgehen an der Front von unserer Seite noch nichts zu merken. Erst in den letzten Tagen hat Stalin in seiner Rede darauf hingewiesen. Unsere wichtigste Arbeit besteht darin, allen Sowjetsoldaten die Rede Stalins klarzumachen. Es ist festgestellt worden, daß bei irgendwelchen Rückzügen zuerst Feldküchen und andere im Hintergrund befindliche Abteilungen flüchten.

In bezug auf die politischen Kommissare habe ich den Eindruck, als hätten sie zu wenig Rechte und als mangele es ihnen an Energie. Sie sind in politischer Hinsicht schlecht vorbereitet. Es müßte eine Hochschule für politische Kommissare geschaffen werden. Ein Teil der politischen Arbeiter ist nur daran interessiert, ihr Leben zu schützen und leitet den Kampf schlecht. Die besten politischen Arbeiter sind Ermakow und Egorow. Häufig erweisen sich die Soldaten der Reserveabteilung als Verräter und bleiben zurück, was ich praktisch in Tschernikow miterlebte. Im 292. Schützenregiment der 187. Schützendivision und in dem 496. Schützenregiment der 148. Schützendivision gibt es viele Flüchtlinge. Das ist darauf zurückzuführen, daß die dort eingesetzten Kommissare und Offiziere, besonders Major Strelkowski, ihre Waffen zu wenig gegen die zurückweichenden eigenen Leute in Anwendung bringen. Auch gibt es noch viele, die der Sowjetunion feindlich gegenüberstehen.

12. u. 13. JULI: Diese beiden Tage gehen in die Geschichte meines Lebens als ganz besondere Tage ein: 1. weil ich selbst schießen mußte und 2. weil ich die Macht des Feindes erkannt habe, der so viele Opfer von uns fordert. Unser Stab wurde von feindlichen Panzerkräften und von Infanterie eingeschlossen. Nach einigen Tagen erst fanden wir einen Ausweg aus dem Kessel, wodurch der Stab gerettet wurde.

Es war ein furchtbarer Kampf. Nachbartruppenteile wurden zurückgezogen, woran deren Kommandeure schuld waren, die sich weit hinten in Schützenlöchern verborgen hielten. Auch haben die Offiziere und Kommissare die ihnen zustehenden Strafmaßnahmen gegen die Flüchtlinge nicht angewendet und sie nicht niederschießen lassen. Sie haben sich vielmehr selbst zuerst zurückgezogen.

17. JULI: Wir versuchen all die Tage aus dem feindlichen Kessel herauszukommen. Wir befinden uns gegenwärtig unweit von Kritschew. Die westliche Armee hält sich tapfer mit Ausnahme der 13. Armee. Getötet ist der älteste Politruk (Bataillonskommissar), Schwirjanski. Der Regimentskommissar Jegorow ist verwundet.

Es gibt sehr viele unverschämte Sowjetsoldaten. So fuhr z. B. ein Maschinenfahrer an einem verwundeten

Fortsetzung auf Seite 21

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1941/0440
gefördert durch Baden-Württemberg

Der Hauptmann aus dem Niemandsland

NACH TATSACHEN ERZÄHLT

VON KRIEGSBERICHTER CLEMENS LAAR

Die letzte Fortsetzung schloß: „Sie werden ihn bald sehen, gnädige Frau. Wahrscheinlich wird man ihn heute nacht bergen können . . ."

Er verstummte. Es war ihm unvermittelt eingefallen, daß er dieses Wort bergen nicht hätte gebrauchen dürfen. Bergen tat man gestrandete Schiffe und . . . Leichen. Aus vollem Herzen beteuerte er eilig:

„Er ist einer unserer Besten. Der Herrgott wird ihn schützen."

„Schützt der Herrgott immer die Besten?"

Die unablässig rinnende Tränenflut drang ihr in die Mundwinkel; sie achtete es nicht. Sie wußte plötzlich nicht mehr, was sie tun oder denken sollte. Erbarmungslos hatte das Schicksal mit einem einzigen Griff ihr Leben zum Stillstand gebracht. Es gab keine Tat und keine Geste, keinen Gedanken und kein Wort mehr, das weitergeholfen hätte. Ein dummes, leeres Wort aus irgendeinem vor Jahren gelesenen Roman ging ihr durch den Kopf. Ein Mensch fühlte da, daß er plötzlich gestorben war und doch noch äußerlich lebte. Vielleicht noch viele Jahre leben würde . . .

4. Fortsetzung

Es war kein dummes Wort. So etwas gab es also wirklich.

Und nun war es ihr geschehen!

Nichts gab es, was man noch tun oder fühlen oder denken konnte. Alles war sinnlos; alles an einem Ende angelangt.

Es war ihr nicht einmal gegönnt und gegeben, die letzte Gebärde der Liebe zu erfüllen. Ihm die Augen zuzudrücken, noch einmal seine Haare zu streicheln und die Hand zum ewigen Abschied zu küssen.

Nicht einmal das!

Herrgott . . .

Mit zwei schnellen Sprüngen erreichte der Major die Taumelnde. Da war ein Bett, ein scheußliches, mit Knöpfen und Muscheln, und einer bösartig schillernden Steppdecke versehenes Hotelbett. Eine Welt von Trauer und Güte überflutete ihn, als er sie bettete.

Er wußte, mehr war jetzt nicht zu tun. Leise ging er zur Tür. Es war jetzt fast ganz dunkel geworden.

Draußen geisterte ein schwacher Lichtschein. Eine grobe Stimme brüllte:

„Licht aus!"

Es war Krieg über der Welt.

Mit weiten, offenen Augen, weinte Frau Margaret in das Dunkel hinein, das sie mehr und mehr umhüllte.

IX

Der Hauptmann kämpft!

An der, dem Feind abgewandten Seite des Walfischrückens — so hieß der Hügel, an dessen Vorderhang das eigene Stellungssystem lag — hatte der Oberleutnant Stülps mit dem ihm eigenen Spürsinn ein verrottetes Gemäuer gefunden, halb in den Berg hineingebaut. Eine absonderliche Mischung von Schuppen, Weinkeller und Katakombe. Der Hügel, der jetzt Walfischrücken hieß, hatte fraglos vor einigen Jahren noch Weinstöcke getragen und war offensichtlich zur Erholung brachliegen gelassen. Die gemauerte Höhle mußte als Unterstellraum gedient haben.

Jetzt gab sie, frisch verschalt und abgestützt, einen erlesenen Gefechtsstand ab.

„Wenn ich Filmarchitekt wäre und müßte einen hundertprozentig echten Vorfeldkompanie-Gefechtsstand hinzaubern, dann würde er so werden", hatte Stülps nach der Einweihung begeistert gemeint.

Tatsächlich umschloß die Berghöhle, bei den Landsern „der Zigeunerkeller" genannt, alles, was man von einem ordentlichen Gefechtsstand erwarten konnte. Er bot reichlich Raum für Stülps mit seinem Kompanietruppführer und den fünf Meldern, ragte durch eine stets gleichbleibende polare Temperatur und völlige Lichtlosigkeit, andererseits aber wieder durch Stabilität hervor. Außer Stülps und einem Teil des Kompanietrupps beherbergte er noch die Leute einer Artillerie-B-Stelle. Vom Meldehundführer und seinem Ajax ganz zu schweigen, den die allgemeine Liebe der Kompanie ein für allemal zu ernsteren Dingen verdorben hatte. Ajax faßte den Krieg ausschließlich als eine Unternehmung zur Belebung seines langweiligen Hundedaseins auf und war nur schwer davon abzuhalten, bei einsetzendem Beschuß wild in der Gegend umherzufegen und nach den schwirrenden Splittern, Holz- und Steinbrocken zu jappen. Unverkennbar war sein großer Ehrgeiz, eines Tages einen französischen Rätscher abzufangen und seinem Abgott, dem Oberleutnant Stülps, zu apportieren. Im Gefechtsstand begnügte er sich im allgemeinen damit, die Artilleristen unversehens in die Knobelbecher zu beißen. Der Geist der Volksgemeinschaft hatte bei ihm offenkundig noch nicht über den natürlichen Instinkt des Waffenneides gesiegt.

Heute war auch er gedrückt. Sein Gott, der Kompaniechef, war hereingekommen, war durch kein Winseln und geschäftiges Kratzen mit den Vorderläufen zu veranlassen gewesen, ihm auch nur eine Minute zu schenken. Irgend etwas Schlimmes und völlig Rätselhaftes mußte geschehen sein. Er seufzte, legte den Kopf auf die gekreuzten Vorderläufe und sah unverwandt und traurig zum Oberleutnant Stülps.

Unteroffizier Eicken, der den Kompanietrupp führte, wagte eine Frage:

„Wie . . . wie steht's denn?"

Alle im Raum sahen bangend zu ihrem Oberleutnant. Vor drei Stunden waren der Unteroffizier Schmeidler und zwei Mann, zwei Krankenträger, nach hinten abtransportiert worden. Sie hatten versucht, den Pionierhauptmann zu bergen.

Stülps antwortete nicht sogleich. Die vier Kerzen, die man auf Zigarrenkistendeckeln an der Wand angebracht hatte, malten ein zuckendes, fließendes Gewirr aus Licht und trübe verschwommenen Schatten an die rötlichen Ziegelwände. Eines war niedergebrannt und verlöschte mit einem tapferen, pathetischen Zucken. Abwesend meinte Stülps:

„Der Fourier soll mir morgen melden, wieviel Lichte noch vorhanden sind. Wir werden wahrscheinlich morgen nacht abgelöst und müssen den Rest übergeben . . ."

Ajax war eingeschlafen und winselte im Traum; die beiden Telefonisten unterhielten sich tuschelnd. Im Hintergrund, am Ende des Gewölbes, rieselte es leise über die Steine. Tauwetter schien einzusetzen.

Unvermittelt sagte der Oberleutnant: „Menzel und Freißler werden wohl kaum durchkommen. Freißler verliert auf alle Fälle das rechte Bein. Bei Schmeidler sieht es etwas besser aus. Glatter Durchschuß durch den Unterleib. Es war sein Glück, daß wir ihn erst nach ein paar Stunden zurückkriegen konnten. Wollen uns mal für die Zukunft merken. Bauchschüsse möglichst ruhig liegenlassen. Zunächst natürlich nur . . ."

„Und Herr Oberleutnant selbst?" fragte der Unteroffizier. Stülps machte eine Grimasse:

„Geradezu albern. Aber ein Schnapsglas voll Tetanuswasser haben sie mir trotzdem in den Wanst gejagt. Der Oberarzt wollte mich sogar dabehalten. Guter alter Suppenkaspar . . ."

Er war mit bei dem Trupp gewesen, der am Vormittag versucht hatte, zum Hauptmann zu kommen. Ein Splitter hatte ihm links das Schulterstück abgerissen und, eine halbe Handbreit von der Halsschlagader, die Haut vom Schlüsselbein gefetzt.

Er streckte sich auf dem Holzrahmen, den sie mit Zaundraht bespannt und mit zwei Woilachs belegt hatten. Aus verdämmerter Erschöpfung heraus murmelte er: „Eine Stunde . . . aufs Ohr legen . . . unbedingt wecken."

Sogleich aber fuhr er wieder hellwach auf. „Ist etwa noch jemand draußen? Wo ist der Unterarzt?"

Eicken sah verwundert zu seinem Chef. Verdammt noch mal, der war aber fertig. Kein Wunder. Geschlafen hatte er seit bald drei Tagen nicht mehr, und jetzt diese wilde Sache mit dem Pionierhauptmann da draußen . . .

„Der Herr Unterarzt Atzel ist seit heute mittag draußen. Gegen vier Uhr kam er zurückgekrochen, aber nur bis zum Posten 2. Er ist leicht an der Ferse verwundet. Er ließ sich verbinden und ging wieder hinaus. Trotz des wüsten Feuers. Er wollte versuchen, vielleicht bei Einbruch der Dunkelheit heranzukommen."

„Mensch, und das sagen Sie jetzt erst!"

Eicken nahm Haltung an und sah stumm am Oberleutnant vorbei an die Wand.

„Rühren Sie, Eicken, und spielen Sie nicht die gekränkte Leberwurst . . . Ich bin ein bißchen durcheinander. Natürlich, Atzel hat es mir ja selbst gesagt, daß er unter allen Umständen draußen bleiben wird. Ein Wahnsinn. Wir haben nachgerade genug Abgänge!"

Er griff zu Stahlhelm und Koppel. „Ich bin beim dritten Zug. Kommt mir so vor, als ob man sich von da aus leichter ranschieben kann."

In diesem Augenblick summte mit leisem Klingen der eine Feldapparat auf. Der Telefonist wandte sich um: „Felseneck wünscht Herrn Oberleutnant."

Stülps meldete sich. Unwillig schlenkerte er den Stahlhelm am Kinnriemen. Dann straffte er sich plötzlich:

„Jawohl, selbst am Apparat. Heil Hitler, Herr Major . . . Ach wo, gar nicht der Rede wert. Die linke Flüchtel ist ein bißchen matt, aber das ist alles . . . Ach Gott, Herr Major, wenn es nach unserm guten Suppenkaspar ginge, läge das ganze Westheer im Lazarett . . ."

Alle im Gefechtsstand hingen an seinen Augen. Irgend etwas Neues, selten etwas Gutes, gab es ja immer, wenn das Bataillon anrief. Der Unteroffizier Eicken schnalzte leise mit der Zunge, als er sah, wie sich eine steile Falte über Stülps Arabernase bildete. Noch bedrohlicher schien, als der Chef jetzt eisern dienstlich wurde. „Jawohl, ich habe verstanden, Herr Major . . . Nein, ich werde von mir aus nichts mehr unternehmen. Jawohl, Herr Major . . . Schluß!"

Er legte langsam den Hörer auf. Er sah plötzlich wieder unsagbar müde aus.

„Hat noch jemand Terpentin da?"

Alle hatten sie noch, aber der Schwarzwälder Himbeergeist des Obergefreiten Rummel schien das Richtige für die Situation zu sein.

„Hatt mei Großvatter selbst destelljiert", erklärte Rummel stolz.

„Tüchtig, tüchtig. Ein Prost auf die Heimatfront der Großvatters!"

Aber Stülps war mit seinen Gedanken ganz woanders. Die Falte stand immer noch drohend zwischen den dunklen Brauen. Plötzlich knurrte er:

„Verfluchte Scheiße! Das Bataillon hat jede eigenmächtige Unternehmung untersagt. Die Sache wäre von der Division eingeleitet und ginge uns deshalb nichts an. Wir müßten auf Anweisung von der Division warten. Außerdem . . ."

Er brach ab und sah wütend zu Eicken. „Natürlich hat das Bataillon recht. Klar, haben sie recht . . ." er brüllte fast. „Hundertmal haben sie recht, und deshalb kann man doch nicht einen Kameraden draußen liegen lassen."

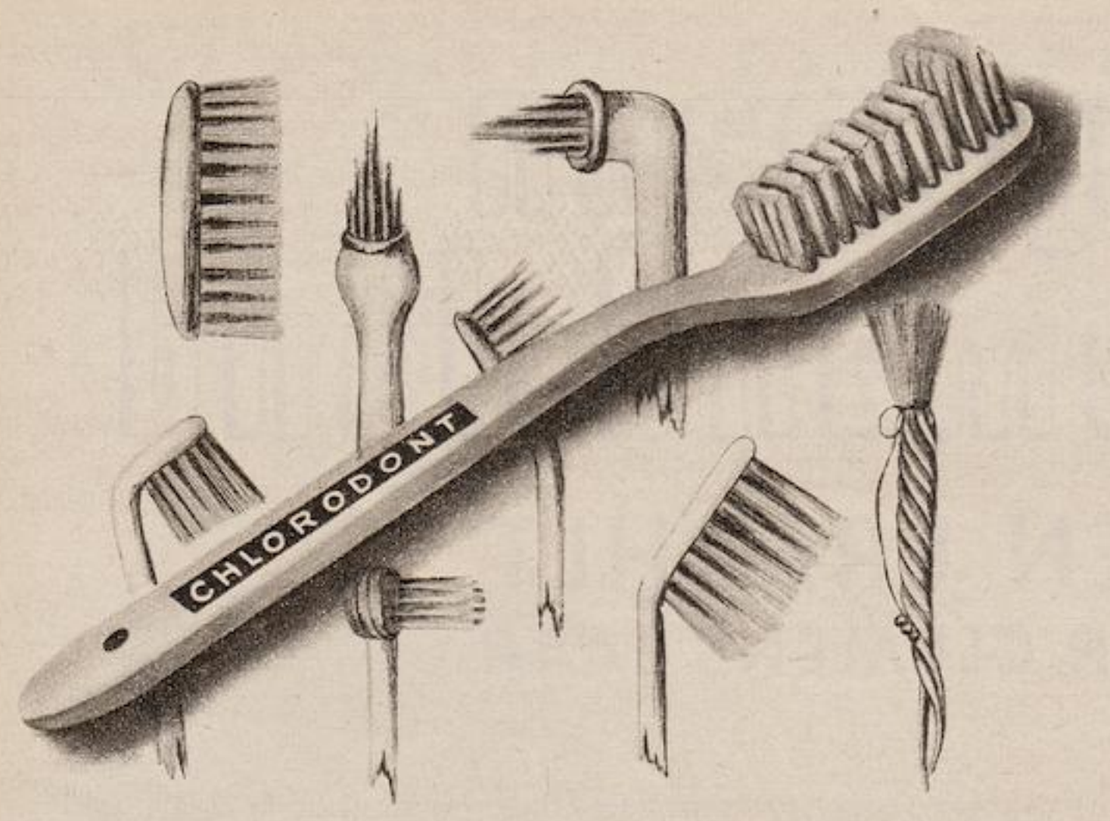
Eicken beschäftigte sich damit, an seinem Glase herumzuputzen. Was sollte er auch sagen. Man war ja lange genug Soldat, um zu wissen, was ein Befehl war . . .

So war eben der Krieg. Das ungeschriebene und ewige Gesetz der Kameradschaft machte es selbstverständlich, daß sich einmal auch alle für einen einsetzten. Da gab es keine Arithmetik und kein schlaues Kalkül, ob es wohl lohnte, um eines Lebens willen andere zu gefährden. Alles war dann erlaubt, so lange es nicht ausdrücklich verboten war, aber jetzt . . .

Über die Schulter hinweg sagte Stülps: „Melder zu den Zugführern. Ich lasse sofort bitten."

Eickens Gesicht hellte sich auf. Wenn Stülps offiziell wurde, dann braute sich irgend etwas zusammen. Er drehte sich um, aber drei seiner Melder machten sich

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1941/0441
gefördert durch Baden-Württemberg



Zahnbürste und richtige Zahnpflege

Zu allen Zeiten und von allen Völkern sind die Zähne eifrig gepflegt worden. Es ist möglich, daß im Unterbewußtsein etwas von der Notwendigkeit zur Gesunderhaltung geschlummert hat: in erster Linie diente die Zahnpflege jedoch dem Schönheitsbedürfnis. Mannigfachsten Werkzeugen, Pulvern, Pasten und Mundwässern — nach unseren Begriffen in teilweise Abscheu erregenden Zusammenstellungen — wurden die größten Wunderwirkungen nachgesagt. Diese Art der Zahnpflege wurde immer nur von der „großen" Welt betrieben.

Über die Notwendigkeit der regelmäßigen Zahnpflege für jeden Einzelnen, über ihre große Bedeutung für die Gesunderhaltung der Zähne und darüber hinaus des ganzen Körpers sind wir uns erst seit verhältnismäßig kurzer Zeit klar. Es ist der Wissenschaft gelungen, den innigen Zusammenhang der Zähne mit dem ganzen Körper genau nachzuweisen und zu zeigen, daß Krankheiten der Zähne notwendigerweise andere Krankheiten zur Folge haben müssen, weil das Ganze abhängig ist von der Funktionstüchtigkeit seiner Teile.

Änderungen in den Ernährungsgewohnheiten und andere Zivilisationserscheinungen haben die Widerstandskraft unserer Zähne herabgesetzt und die richtige Zahnpflege zu einer unbedingten Notwendigkeit gemacht. Wir dürfen nicht leichtfertig mit dem kostbaren Gut der Gesundheit umgehen, dazu hat besonders im Zeitalter der Arbeit niemand ein Recht. Es ist unsere Pflicht, unsere Gesundheit zu erhalten.

Die Vorbedingung für die richtige Zahnpflege ist eine wohlgeformte Zahnbürste. Seit ihrem ersten Erscheinen vor rund hundertfünfzig Jahren sind zahllose Zahnbürstenformen erfunden und angepriesen worden. Der Weg bis zur Chlorodont-Zahnbürste, die sich allseits eines guten Rufs erfreut, und mit der versucht wurde, alle Forderungen an die „richtige" Zahnbürste zu erfüllen, ist sehr weit gewesen.

Doch wichtiger noch als die Form der Zahnbürste ist ihre regelmäßige Benutzung und das Bestreben, den Sinn der Zahnpflege zu erfüllen, nämlich die Zähne und Zahnzwischenräume von allen Belägen und Speiseresten zu befreien. Dazu reicht natürlich die Bürste nicht allein aus. Man muß ihre Reinigungskraft noch mit derjenigen der Chlorodont-Zahnpaste vereinen, um zu einer vollendeten Wirkung zu kommen. Wir müssen außerdem dafür sorgen, daß unsere Zähne täglich gesunde Kost zu kauen bekommen, z. B. Vollkornbrot, und daß sie von Zeit zu Zeit nachgesehen werden. Dann können wir damit rechnen, daß die gefürchteten Zahnschmerzen fast aussterben.

Die Qualitäts-Zahnpaste

Chlorodont

weist den Weg zur richtigen Zahnpflege

Verlangen Sie kostenlos die Schrift „Gesundheit ist kein Zufall" von der Chlorodont-Fabrik, Dresden N 6

schon fertig. Jeder machte an der Tür eine knallende Ehrenbezeugung, bevor er hinauspolterte. Eicken strahlte. Trotz des aufgelockerten Tones ging es in der Kompanie von Stülps zackig und soldatisch zu. Oder vielleicht gerade deshalb. Jeder einzelne Mann bemühte sich, die Kameradschaft seines Kompaniechefs mit bester Manneszucht zu vergelten.

Wenn ich einmal, träumte Eicken ehrgeizig, wenn ich einmal eine Kompanie habe, dann mache ich es ihm nach. Er ahnte nicht, wie sehr er schon jetzt unbewußt den „Alten" kopierte. Noch weniger wußte er, daß er in der Kompanie der „kleine Stülps" hieß.

Es brüllte drei-, viermal dumpf, als schlüge jemand mit einem Plättbrett auf den Boden. Die Lichter flackerten.

„Der gute Nachtsegen vom Hackenberg", sagte einer im Hintergrund.

„Und die Schweine schießen wieder mit Verzögerungszünder."

„Unteroffizier Eicken."

„Herr Oberleutnant."

„Schicken Sie einen Melder zu den Zügen. Die Essenholer sollen sofort losgehen und den Umweg durch die Fuchs-Schlucht machen, dann den alten Winzerweg hoch und den südlichen Bogen um die zerschossene Feldscheune zur Kiesgrube gehen. Die Knoblauchritter dort drüben schießen heute mit Verzögerung. Ich will keine neue Schweinerei."

„Zu Befehl, Herr Oberleutnant."

„Und noch eins. Der erste Zug stellt einen Unteroffizier, der die Essenholer führt. Die faulen Säcke latschen sonst doch den alten Weg lang ..."

Das Feuer nahm zu. Niemand horchte mehr hin. Es war einer der üblichen Feuerüberfälle auf die Verbindungswege nach hinten. Oder dorthin, wo der Franzose sie vermutete. Da er jede Geländefalte kannte, schoß er nicht schlecht. Jedenfalls mußten immer neue Schleichwege für die Post- und Essenholer, für die Melder und die Munitions- und Verpflegungsträger ersonnen werden.

Vor der Tür klang zwischen zwei Lagen Stimmengewirr auf. Stülps mußte grinsen. Es waren seine beiden „Knigge-Eleven", wie er sie nannte, die Zugführer vom ersten und zweiten Zug. Beide Reservisten, beide Feldwebel, beide dazu noch Berliner Rechtsanwälte. Bei aller soldatischen Tüchtigkeit konnten sie einen letzten Rest von Zivilität nicht ablegen. Jetzt komplimentierten sie wieder an der Tür herum, wer wohl den Vorrang hätte. Es erschien schließlich der Feldwebel von der Hoffen im Befehlsstand, hinter ihm der Feldwebel Rosental.

Stülps entwickelter Sinn für Komik brach oft auch in den heikelsten Situationen durch. So lachte er jetzt lauthals, als er seine beiden Knigge-Epigonen sich aufbauen sah:

„Euch beide darf man nie zusammen einsetzen. Ihr kriegt es fertig und dabbert um den ersten Schuß und bekommt inzwischen selbst eins verplättet.

In diesem Augenblick ging die Tür auf, der Leutnant Holberg kam stapfend herein und im gleichen Augenblick rumpelten zwei, drei hartschmetternde Detonationen los. Das kam von vorne, und das waren keine Granaten.

„Verdammt, das waren doch ..."

„Jawohl, Herr Oberleutnant", sagte Holberg gelassen, „das waren Minen."

Sie sahen sich an. Die beiden Feldwebel standen immer noch wie Bronzedenkmäler. Stülps winkte unwillig ab. „Stehen Sie endlich bequem."

Sie hatten die Tür offengelassen und horchten angestrengt in die Winternacht hinaus. Es hatte wieder begonnen zu schneien. Wäßrige Flocken trieben herein. Mit stumpfsinniger Regelmäßigkeit wuchteten die Lagen vom Hackenberg herab. Aus dem Vorfeld aber war nichts zu hören. Doch, jetzt ...

Zwei, jetzt deutlich unterscheidbar, drei französische Maschinengewehre, schnarrten in hartem, pedantischen Stakkato im Vorfeld.

„Das ist beim Hauptmann."

Stülps nickte. Mas MG-Feuer draußen hörte schlagartig auf. Ein Melder schloß die Tür. Stülps winkte seine Zugführer zur Karte. Etwas wie Frohlocken lag auf seinem Gesicht. Die Entwicklung der letzten Minuten gab ihm ein gewisses Recht, Spähtrupps hinauszuschicken. Alles schien darauf hinzuweisen, daß die Franzosen wieder einmal mit stärkeren Kräften eine gewaltsame Aufklärung beabsichtigten. Man konnte versuchen, die Minenwerfer vorzuziehen und eine Andeutung von Sperrfeuer zwischen den Hauptmann und die französische Stellung zu legen, dann ...

Holberg bat, etwas zu diesem Punkt äußern zu dürfen.

„Ich glaube nicht", meinte er, „daß wir mit unseren eigenen Mitteln weiterkommen. Mit unserem MG können wir keinen Feuerschutz übernehmen, weil wir doch nur in den Sand von dem verfluchten Buckel schießen, auf dem der Hauptmann liegt, und unsere Minenwerfer müssen wir mindestens auf dreihundert Meter an ihn heranziehen. Dazu, glaube ich, ist es zu spät."

Stülps nickte verbissen: „Sie haben recht Holberg. Es ist wohl schon zu spät. Wir müssen etwas anderes ausknobeln ..."

Der Feldwebel Rosental machte einen Einwand: „Warum sollte es zu spät sein?"

Stülps sah an ihm vorbei ins Leere. Nur, wer ihn genau kannte, der wußte, welch ein Aufruhr der Empfindungen hinter der halblauten Monotonie lag, mit der er erwiderte:

„Es ist zu spät ... Was wir da vorhin gehört haben, das waren Minen. Holberg kennt sie ja wohl von Polen her. Kleine nette Tellerchen ... Tretminen!"

Er warf den Stahlhelm auf die Bettstatt, und fuhr fort, als spräche er zu sich selbst:

„Es ist doch klar, was das bedeutet. Die Franzosen wollen an ihn ran und — sind in die Minensperre geraten, die er selbst noch gelegt hat. In den letzten Minuten seines Soldatendaseins."

Der Feldwebel schien wenig überzeugt. Er wollte etwas erwidern, aber der Oberleutnant hob die Hand: „Ich weiß, was Sie sagen wollen. Sie meinen, es sähe denen drüben kaum ähnlich, vielleicht aus Humanität einen Schwerverwundeten bergen zu wollen. Und beinahe noch weniger könnte man ihnen zutrauen, besondere Aktionen wegen eines eventuellen Gefangenen zu unternehmen. Mensch, Rosental, begreifen Sie denn immer noch nicht, um was es in Wirklichkeit geht? Glauben Sie denn wirklich, ich hätte als Kompanieführer eine Anzahl anderer Leben aufs Spiel setzen dürfen wegen eines einzigen Soldaten? Und wenn es ein General wäre, Rosental, auch dann nicht. Der einzelne ist ein Dreck, ein ganz großer Dreck. Er bedeutet nur so lange etwas, als er eine Aufgabe trägt. Und der da draußen, der hat seine Aufgabe erfüllt ..." Er schluckte. „Weiß Gott, er hat sie erfüllt!"

Was weiter?

Vielleicht lag er jetzt blutend und mit wachen Sinnen in den Garben der Maschinengewehre, mit denen die drüben sich auf ihn eingeschossen hatten. Vielleicht war er aber auch tot?

Und was weiter?

Dieser Offizier aber war mehr geworden als ein Kamerad, der seinen Opfergang vollendet hatte. Das war das Wichtige. In der Kartentasche oder in der erkalteten Faust mußte er den Meldeblock haben, auf den die Erfüllung der Aufgabe stand. Ganz deutlich sah der Feldwebel Rosental das vorgedruckte Gitternetz auf den Formularen, sah die Einzeichnungen des Hauptmanns. Er sah die Ziffern und die Meßlinien an den Grenzen der Minensperre.

Herrgott, welch eine gewaltige, welch eine ungeheuerliche Vision! Einer hatte hier seine Aufgabe erfüllt, weil nur er sie leisten konnte. Er nur hatte das Wissen um das Wie ihrer Ausführung und verteidigte sie jetzt, zerschossen und blutig mit

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1941/0442

gefördert durch
Baden-Württemberg

Diese Cigarette
verdankt ihre weltweite
Anerkennung vor allem der Tatsache,
daß die Bedingungen der hohen Tabak-
qualität, der guten Mischung
und der Reinheit niemals
geändert wurden.

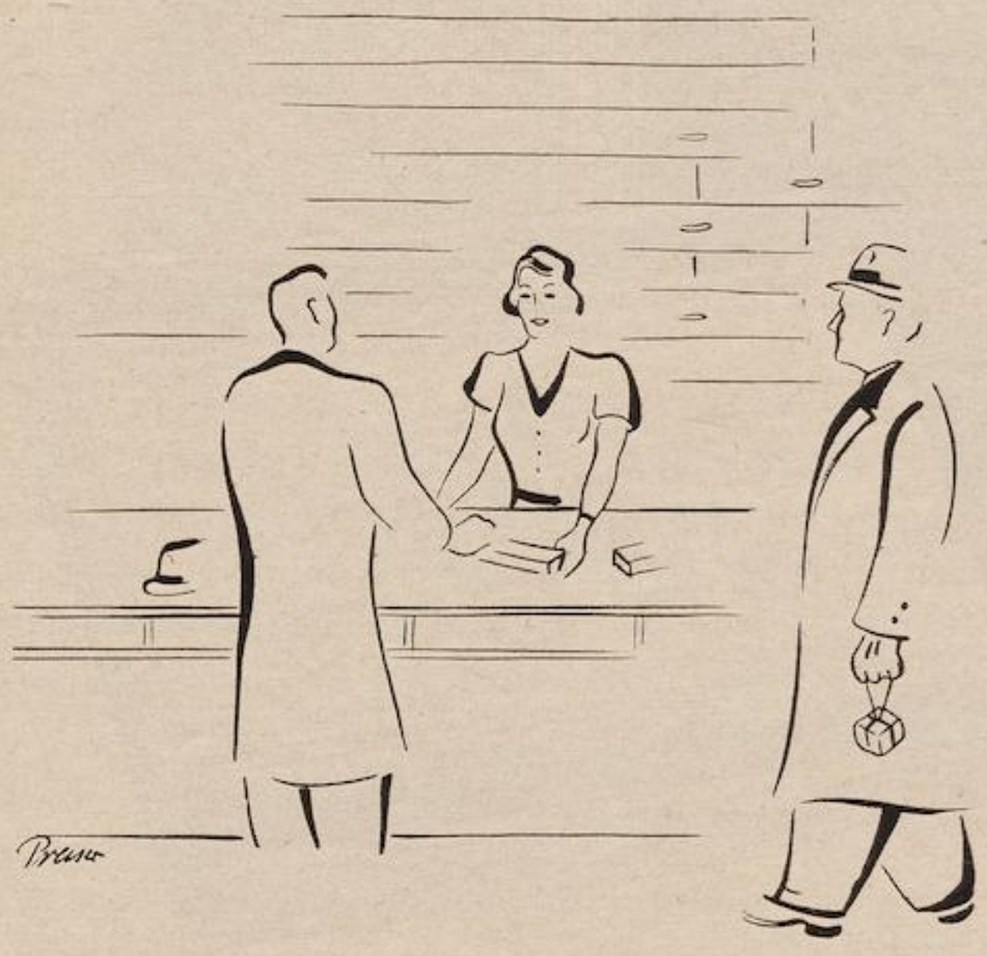
Doppelt
fermentiert
4.29

Warum »Bayer« Flugzeug?

Es genügt nicht allein, gute Heilmittel zu erzeugen, sie müssen auch schnellstens zur Stelle sein, wenn man ihrer bedarf. Für diese stete Bereitschaft sorgt die »*Bayer*«-Organisation mit eigenem Flugzeug, wenn andere Transportmittel nicht genügen.

BAYER

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1941/0443
gefördert durch
Baden-Württemberg



letzten Kräften. Sie war ja erst dann vollendet, wenn zwei, drei Meldeformulare, wenn ein bißchen Papier in deutscher Hand war. Erst dann durfte er ruhen.

Entweder um still zu sterben, oder um — das Recht des Todes zu empfangen. Die ewige Ruhe!

Der Atem mußte einem stocken vor der Gewalt dieses Vorganges. Wie in einer himmelweiten Flamme loderte in ihm alles, was Soldatentum war. Nur die Aufgabe gilt!

Feldwebel Rosental verstand jetzt auch, warum der Leutnant Holberg gemeint hatte, daß es zu spät wäre, aus eigenen Kräften zum Hauptmann stoßen zu wollen. Die andere Seite mußte ja längst erkannt haben, wie wichtig dieser Offizier im Niemandsland war. Es stand außer Zweifel, daß der Hauptmann gegen Schluß seines Unternehmens erkannt worden war. Ganz sicher hatten sie ihn auch nicht einen Augenblick außer Beobachtung gelassen und wußten, daß er die Pläne der Sperre noch bei sich hatte. Es waren ja schließlich auch Soldaten, die da drüben. Die schnell aufeinanderfolgenden Minenexplosionen hatten bewiesen, daß man drüben bereits versuchte, an den Hauptmann heranzukommen. Sie hatten es ja so leicht, die Herren von der anderen Seite. Sie saßen in einem überlegenen Stellungssystem, hatten alle Vorteile des Geländes und kannten zudem jeden Quadratmeter des Niemandlandes wie die berühmte eigene Hosentasche. Man konnte ein Vermögen darauf verwetten, daß zur gleichen Stunde drüben einige Artilleriebeobachter und einige Truppenoffiziere über den Abschnittskarten hockten und einen Feuerplan ausheckten, gegen den alles bisher erlebte ein schwächliches Tasten war. Sie wollten den Hauptmann haben, und sie würden ihn wahrscheinlich bekommen. Sie konnten ja mühelos alle deutschen Versuche, dies zu verhindern, im Keim ersticken. Haargenau konnten sie ihr Artilleriefeuer auf jeden eventuell denkbaren Anmarschweg legen. Sie hatten exakte Feuerunterlagen für ihre schweren Maschinengewehre und ihre Minenwerfer. Schon jetzt hatten sie, das hatte der Lauf des Tages ergeben, aus vorgetriebenen Sappen und flankierenden Nestern eine ganze Reihe von Maschinengewehren fest auf den Hauptmann eingerichtet. Jetzt im Dunkeln hatten sie bestimmt Horchposten im toten Winkel der Bodenwelle, auf der Hauptmann X. seine letzte Stellung hielt, und beim geringsten Anzeichen einer deutschen Annäherung konnten sie eine metergenaue Feuerglocke um den Hauptmann legen.

Es war nur eine Frage der Zeit, wann sie sich den Hauptmann holten. Selbst wenn die deutsche Artillerie Sperrfeuer schoß, konnte es nicht die gleiche Wirkung haben, wie das der französischen Artillerie. Es fehlte einfach die genaue Geländekenntnis. Man saß ja auch noch nicht lange genug im Abschnitt, um durch immer erneute Spähtruppunternehmungen diesen Nachteil auszugleichen. Ganz abgesehen davon, daß die ungewöhnliche Benachteiligung durch das Gelände dies fast ausschloß.

Niemand konnte den Hauptmann mehr verteidigen. Nur er selbst stand noch zwischen dem Feind und seiner Aufgabe.

Der Oberleutnant schlug auf den Tisch: „Wir kriegen ihn trotzdem noch. Wir müssen ihn ja haben, und dann ..."

Jeder empfand, was dieses „und dann" sagen wollte. Es war wie ein plötzlicher Sonnenstrahl an einem bleigrauen Tag. Trotz allem, hieß das, liegt da draußen ein Kamerad, dem vielleicht noch zu helfen ist. Wenn auch der harte Anruf soldatischer Pflicht es anders verlangt, ewig und untilgbar klingt dahinter der Appell vom guten Kameraden. Auch da bedarf es keiner Worte.

„Ich gebe Atzel noch dreißig Minuten", meinte Stülps unvermittelt. „Ist er dann nicht zurück, gehe ich mit einem Spähtrupp hinaus."

Keiner antwortete. Die Luft zitterte im engen Raum. Bei jedem neuen, fernen Einschlag duckten sich die Kerzenflammen wie erschrockene kleine Tiere.

Alle hoben sie plötzlich den Kopf. Durch das Artilleriefeuer hindurch hatten sie deutlich drei oder vier harte Schläge gehört. Holberg sah unruhig zu Stülps: „Das war bei mir. Handgranaten. Ich will doch lieber mal ..."

Stülps sah an ihm vorbei in die Richtung zur Front. Ein seltsamer Ausdruck lag auf seinem gespannten, hageren Gesicht. Dann sagte er hart:

„Bleiben Sie ruhig hier. Das waren keine Handgranaten. Das waren wieder Minen. Der Hauptmann ... der Hauptmann kämpft!"

*

Seit sechs Stunden lag der Unterarzt Atzel nun schon im Niemandsland. Mit fressenden, tückischen Schmerzen biß sich der Frost immer tiefer in seinen Körper hinein. Die angeschrammte Ferse fühlte er wie eine Flamme.

Trotzdem lebte eine tiefe Verwunderung in ihm, wie hellwach und überscharf der Kopf arbeitete. Das Gehirn war eine unbeirrt laufende Maschinerie, die offenbar nichts, aber auch gar nichts mehr mit dem gedemütigten Bündel Mensch zu tun hatte, das in Ohnmacht und Zorn begreifen mußte, was die Front war.

Selbst die Front „ohne besondere Ereignisse"; das Westwall-Vorfeld 1939.

Er war hinausgekrochen, und es war die nüchterne selbstverständliche Pflicht, die ihn trieb. Lebendig aber in ihm war außerdem die Vorstellung vom Krieg, wie sie Bücher und Filme und die Erzählungen der Väter in den Herzen des Jahrgangs 1915 heraufbeschworen hatten. Todesmutiges Trotzen der Gefahr, das Glück des Tollkühnen, der Sprung von Trichter zu Trichter, der schließliche Triumph des Willens.

Und eine halbe Stunde warf alles um. Als ihn das erstemal der glühende Druck nahe explodierender Granaten traf, da zuckte jäh eine Erinnerung in ihm auf. Irgend jemand, ein Frontkämpfer des großen Krieges, hatte es ihm einmal erzählt und gemeint, da läge alles drin, was überhaupt über das unbegreifliche Phänomen Krieg gesagt werden könne. Es war weniger eine Episode als ein Dialogfetzen, weil nichts anderes vor sich ging, als daß einer aus der Heimat einen Soldaten der Front fragte, wie es denn da draußen sei, und der mit einem fernverlorenen Blick nur antwortete: „Anders, ganz anders ..."

Der Student Atzel hatte es damals nicht verstanden. Wie sollte er auch. Aber der Unterarzt Atzel, der jetzt im Feuer lag, der begriff die ganze Tiefgründigkeit und umfassende Kraft dieser Worte. Anders, ganz anders ...

Und jetzt war es wieder anders. Schon die Szenerie entsprach keineswegs den Vorstellungen. Es gab keine mannstiefen Trichter mehr, in denen man sich bergen, an deren Erdflanken man das jagende Herz pressen konnte. Irgendwo über oder vor oder neben einem stöhnte und kreischte zerfetzte Luft, eine unsichtbare Riesenfaust streute gewalttätig Bälle aus glühender Hitze und blendendem Feuer, Stahl fauchte und gellte, und wenn die Augen, die sich entsetzt geschlossen hatten, sich wieder öffneten, dann gähnte nirgends eine Erdspalte, dann hatte die unirdische Gewalt des Geschehens nichts zurückgelassen, als fortgeschleuderten Schnee, Erdgesprengsel und gerade noch eine flache, schüsselartige Mulde in der Erde. Oh, der Tod, der auf Granaten geritten kam, der hatte zugelernt.

Vieles war sonst so, wie man es einmal gelesen hatte und doch wieder anders, ganz anders. Was konnten Worte auch aussagen, wo es um die letzten Dinge geht.

So lag der Unterarzt Atzel Stunde um Stunde und lernte die Ohnmacht des Körpers begreifen und erkannte, daß es wirklich so etwas gab, wie die Grenze aller eigenen Möglichkeiten. Man hatte so oft davon gehört, daß es nur Meter waren, die unzählige Male den Kämpfer des großen Krieges vom schließlichen Triumph trennten, daß aber diese Meter ebensogut Tausende von Kilometer hätten sein können. Es erschien grenzenlos übersteigert und phantastisch verzerrt, aber wie sehr war es Wahrheit. Jetzt lag der Unterarzt Atzel keine zwanzig Meter vom Hauptmann entfernt, aber auch nicht um einen Meter kam er weiter. Sobald er die geringste Bewegung machte, stäubte es unmittelbar vor ihm auf, gellten und quarrten die MG-Garben unmittelbar über ihn hinweg. Fortsetzung folgt

Gewinnendes Aussehen

ist eine Voraussetzung für das Wohlbefinden und für das Fortkommen im Beruf. Aber es ist nur Menschen mit gesunden, weißen Zähnen beschieden. Wer schadhafte, gelbliche Zähne hat, sieht nie vorteilhaft aus. Darum ist regelmäßige Zahnpflege – morgens und abends – mit Blendax, der vorzüglichen und preiswerten Zahnpasta, so wichtig für jedermann.

Blendax

Wirksam gegen Ansatz von Zahnstein

ROSE

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1941/0444
gefördert durch Baden-Württemberg

Der Strom zieht nach West

ROMAN VON HANS RABL

Die letzte Fortsetzung schloß: Die Kirchuhr von Beuveille schlägt elf, die von Arrancy antwortet. So weit entfernt sie sind, übertönen sie doch in der tiefen Nachtstille jedes Geräusch. Als die Schläge verhallen, sagt Franz Arzberg: „Ich glaube, es ist Zeit." Claudia und Josef stehen auf. Franz bückt sich, wirft den Rucksack über die Schultern —

Mit einem Schlag, als breche über ihnen der Berg in sich zusammen, stürzt grelles Licht in die Höhle, so blendend und gleißend, daß dahinter nicht das geringste zu erkennen ist. Franz reißt, außer sich, die Pistole aus der Tasche, Josef greift nach Vautrins Colt. „Lassen Sie das, meine Herren", rät eine ruhige Stimme, „nehmen Sie die Hände von den Waffen. Es ist besser."

„Ourcq —" ruft Claudia mit einem sonderbar schluchzenden Laut. „Ourcq — ich hab's geahnt!"

„In der Tat, Stanislas Ourcq, Madame", antwortet der Detektiv hinter dem Vorhang, den das Licht vor seine Gestalt breitet. „Es ist doch wohl gestattet, einzutreten?" Er blendete die Lampe bis auf einen kleinen Spalt ab. „Ich setze voraus, meine Herren Arzberg, Sie machen mir und damit sich selbst keine Unannehmlichkeiten."

„Meine Herren Arzberg —?" wiederholte Franz mechanisch; er hat noch nicht wieder zu denken begonnen.

17. Fortsetzung

Ourcq nickt ihm zu. „Ich erlaubte mir, Ihre Hinterlassenschaft zu revidieren. Sie haben gut aufgeräumt. Nur Ihre Hemden haben Sie durchzusehen vergessen; sonst hätten Sie die Wäscherechnung sehen müssen, die dazwischen lag."

Es ist so still, daß die Männer das heftige Schlucken des Mädchens hören können. „Sie haben zweifellos Leute draußen", sagt sie dann. „Also wollen wir gehen."

Ourcq regt sich nicht. „Ich habe keine Leute draußen, Madame", antwortet er nur.

„Keine Leute?" fragt Franz und hebt aufmerksam den Kopf. „Ist das nicht etwas leichtsinnig, mein Herr?"

„Keine Leute, wie Madame sie meint. Freilich ist da irgendwo ein Junge — der gleiche Junge, der Ihnen hierher folgte und mir berichtete. Es würde genügen, Beuveille zu alarmieren. Das doch."

Zum erstenmal tut Josef den Mund auf. „Was wollen Sie also, daß wir tun?" fragt er kühl und gelassen.

„Madame", meint Ourcq, „wird wissen, daß ich ein durch und durch korrupter Mensch bin. Mister Wheeler hat es gestern bei unserem kleinen Diner oft und deutlich genug ausgesprochen. Für mich liegen die Dinge so: Madams Geschicklichkeit hat den Herrn Engländer in eine peinliche Klemme manövriert, und ich schmeichle mir, noch ein wenig nachgeholfen zu haben. Mister Wheeler ist begreiflicherweise sehr ärgerlich über die Entwicklung der Dinge und dürfte wenig geneigt sein, mir mein Abschlußhonorar zu zahlen. Ich dachte nun, vielleicht wären Sie, meine Herrschaften, geneigt, an seine Stelle zu treten. Es handelt sich um zehntausend Francs — in Reichsmark keine sehr bedeutende Summe."

„Ach —?" murmelt Claudia.

Ourcq wendet den Kopf zu ihr. Er könnte ihr nun sagen, daß es nicht allein der Zorn gegen Wheeler, daß es weit mehr ein sonderbar zwiespältiges Gefühl für sie ist, das ihn zu allem treibt, was er tut: noch nicht ganz väterlich, doch kaum mehr männlich — wie er selbst nicht mehr eigentlich Mann ist und noch nicht Greis. Dieses Gefühl, und dazu der Wunsch des Kriminalisten, für sich selbst den Fall nicht aufzugeben, ehe er nicht klar lag, hat ihn veranlaßt, ihr bis hierher zu folgen, ohne doch Anzeige zu erstatten; Wheeler zu düpieren und ihr zu helfen — ach, der Knäuel wäre nicht leicht zu entwirren, nicht leicht in Worte zu kleiden. Aber Ourcq will's gar nicht. Sonderbarerweise ist es ihm lieber, sie hält ihn für korrupt als für verliebt in sie. Eher soll sie ihn verachten, als bedauern. So dreht er den Kopf wieder fort und wiederholt, zu Franz Arzberg gewandt, ruhig: „Zehntausend Francs."

Arzberg zieht seine Brieftasche, zählt die Scheine ab, reicht Ourcq das Bündel. Das Banknotenpapier knistert. „Hier", sagt er. „Ich halte sie für einen anständigen Gauner, Herr Ourcq. Ich glaube nicht, daß wir ein doppeltes Spiel befürchten müssen —?"

„Korrupt, aber ehrlich", lächelt Ourcq und steckt das Geld lose in die Hosentasche. „Wenn ich Ihnen zum Abschied einen Rat geben darf: im Wald von Sélo-

Wildunger Helenenquelle

NIERE und BLASE
Haustrinkkur
Ausk. durch die Kurverwaltung Bad Wildungen

Pigmentan
Tube –.54, Dose –.42 u. –.75, Flasche –.85 u. 1.35, Ultra-Pigmentan Tube –.85

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1941/0445
gefördert durch Baden-Württemberg

Drei gute Gründe:

aromatisch

leicht

frisch

4 ₰

MIT UND OHNE MUNDSTUCK

Bohrfutter und Reduziereinsätze

R. STOCK & CO
SPIRALBOHRER-, WERKZEUG- UND MASCHINENFABRIK
AKTIENGESELLSCHAFT · BERLIN-MARIENFELDE

Trilysin oder Trilysin mit Fett Flasche RM 1.82, 3.04 · Trilysin-Haaröl Flasche RM —.90 · Trilypon für Haarwäsche, seifen- und alkalifrei, Flasche RM —.50, 1.20

Drei Silben gehen um die Welt:

Tri-ly-sin

In welches Kulturland Sie auch kommen, überall erhalten Sie Trilysin. In allen fünf Erdteilen kennt man seinen Namen; 16 Patente wurden ihm in der Welt erteilt. Die drei Silben Tri-ly-sin sind zum Inbegriff der biologischen Haarpflege geworden.
Lassen Sie sich den »Leitfaden der Trilysin-Haarpflege« sofort kommen. Sie erhalten ihn unentgeltlich und finden darin die Grundregeln der Haarpflege, aufgebaut auf jahrzehntelanger wissenschaftlicher Erfahrung und erweitert durch die neuesten Erkenntnisse auf dem Gebiete der Haarkunde.

mit dem neuen Wirkstoff

WERK KOSMETIK PROMONTA G. M. B. H., HAMBURG 26
Bitte senden Sie mir kostenlos den Leitfaden der Trilysin-Haarpflege.
Name: Stadt:
Straße und Nummer:
D. We. 19.

Presse-Hoffmann

Die Post ist da! Hoffentlich ist in jedem Päckchen auch eine Dose

Hanewacker

Dieser rauchlose Tabak schmeckt doch so gut und den Durst hilft er außerdem stillen! Das ist besonders bei großen Anstrengungen wichtig. Denken Sie deshalb immer daran: Auch Ihr Soldat hat Hanewacker gern!

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1941/0446
gefördert durch Baden-Württemberg

mont dürften Sie am besten über die Grenze kommen. Und jetzt", er macht eine kleine Verbeugung; er hätte gern die Hand des Mädchens, aber er versteht, daß sie sie ihm nicht reicht, und bitten mag er nicht, „leben Sie wohl!" Die Lampe erlischt, und ehe die drei sich an das Dunkel gewöhnt haben, ist er aus der Höhle verschwunden. Am Hang poltert ein Stein.

3. Oktober 1938. *Schlagzeilen des Tages:*

„Völkischer Beobachter", Berlin:

Der Befreiungsmarsch in den Abschnitt II begonnen

„Temps", Paris:

Demission von M. Duff Cooper, Erstem Lord der Admiralität

„Times", London:

Heute Parlamentssitzung
Kritik an Mr. Chamberlain — Der König an sein Volk — Dankbotschaft.

Franz Arzberg führt. Mitternacht ist vorüber. Der Himmel ist von tiefziehenden Wolken dicht verhängt. Im Kalender steht zunehmender, fast voller Mond; das hat Arzberg tagsüber viele Sorgen gemacht; doch nun bleibt's gleichgültig. Die Nacht ist sehr dunkel. Westwind bläst. Auf freiem Feld pfeift er gleichmäßig, beinahe einschläfernd. Im Forst rüttelt er krachend am Gezweig, wirft morsche Äste knallend herab, verfängt sich zischend und sausend in den Wipfeln.

Arzberg geht einen langen, gleichmäßigen und lautlosen Schritt. Hinter ihm hält sich Claudia, den Blick hartnäckig auf eine bestimmte Schnalle des Rucksacks geheftet, den der Mann trägt. Das versetzt sie sacht in einen beinahe hypnotischen Zustand. Sie empfindet keine Anstrengung, spürt gar nicht, daß sie Meile auf Meile durchwandert. Es kommt allein darauf an, diese Schnalle nicht aus den Augen zu verlieren, den Abstand gleichmäßig zu halten, auf nichts weiter.

Den Schluß macht der Chirurg. Da Franz an der Spitze nicht nur auf den Weg zu achten hat, sondern überdies nach menschlichen und dinglichen Hindernissen Ausschau halten muß — jede Begegnung ist strikteste zu vermeiden, und die hier, im Gebiet der Maginot-Linie, nicht abzuweisende Möglichkeit, plötzlich vor einem Verhau, einer Sperre zu stehen, ist ebenso unerfreulich — bleibt Josef der einzige, der den wilden Zauber der Nacht und des lautlosen Marsches zu empfinden vermag. Der Gedanke, daß bei einer Entdeckung sein Kopf verloren ist, stört ihn nicht. Den Gedanken an das Mädchen, das da zwei Schritte vor ihm marschiert, zwei Schritte nur und dennoch unerreichbar, hat er fortgeschoben. Er hört Wind und heiseren Käuzchenschrei, sieht Hasenspiel und huschendes Rehwild, er atmet tief die scharfe erdige Luft, und mit allen Fibern genießt er das starke Bewußtsein, frei, frei, wieder frei zu sein.

In weitem Bogen führt Franz Arzberg um Camp Doncourt herum. Hier braucht's noch kein Überlegen, wenn der Feldweg mit einem anderen kreuzt; von seinen Ausflügen her kennt er einen jeden, hat sie in rastlos immer weiter um Longuyon gezogenen Halbbögen systematisch auswendig gelernt. Bis zur Straße Longwy—Metz, die man wird überqueren müssen, lagern viele Dörfern zwischen den Wellen und Falten des hügeligen Landes. Er mag sich durch keines hindurchwagen; die Bauern schlafen wohl, doch sicher sind ihre Hunde wach — vielleicht auch Knechte und Mägde. Man muß sie umgehen, sich zwischen ihnen durchwinden, und muß doch möglichst auf gebahntem Weg bleiben. Querein wandern macht zu müde, und hinter ihm schreitet ein Mädchen —

Nach zwei lautlosen Stunden bleibt Arzberg plötzlich stehen. Ungewiß im Eigenlicht der Nacht schimmernd, begleitet von Pyramidenpappeln in endloser Doppelreihe, liegt quer vor ihnen die Route nationale. Zu wissen, an welcher Stelle sie sie erreicht haben! „Kennst du den doppelten Käuzchenschrei noch, Josef?" fragt er. Der Bruder nickt. „Dann wartet hier auf mich. Ich muß mich orientieren. Wenn der Schrei kommt, geht ihr zur Straße hinunter", und er verschwindet.

Claudia und Josef bleiben allein. Zögernd stehen sie. „Setzen wir uns doch", sagt Josef leise. „Es lohnt sicher, und Sie verdienen eine kleine Rast."

„O, ich kann schon noch. Was muß, geht immer. Nicht?"

„Ja", nickt er, „was muß geht immer", und denkt, daß es sogar geht, jedes Gefühl für dieses Mädchen neben ihm einzusargen — weil's gehen muß.

*

Es poltert heftig an Wheelers Zimmertür. Der Engländer macht Licht; zwei Uhr in der Nacht. „Was ist los?" fragt er ärgerlich.

Nicht weniger verdrossen antwortet die Stimme des Wirts: „Kommen Sie hinunter! Sie werden aus Paris am Telefon verlangt."

Wheeler stößt einen groben Fluch aus, tappt die dreiviertelduNkle Treppe hinab, stolpert in den Flur, in dem das Telefon montiert ist. „Hallo?" brüllt er in den Apparat und gähnt gewaltig.

„Landluft macht müde, was, Stephen?" sagt drüben die breite Stimme des Chefredakteurs. Großer Zeus, was tut der in Paris? „Warum sagen Sie nichts?" fährt der Chef fort. Die Stimme ist etwas schärfer geworden. „Hören Sie zu, ich muß Sie unbedingt noch heute vormittag sprechen. Bin herübergekommen, um zu hören, wie man in den Kreisen der Kammer und so weiter die Lage beurteilt. Übermorgen ist Kammerdebatte über München. Na, das wissen Sie ja sicher. Oder etwa nicht?" Die Frage klingt perfid. „Die Staunton hat mir gesagt, Sie seien auf Liebesfahrt in Longuyon. Etwas übereilt, mein Lieber, finde ich, die Redaktion einfach im Stich zu lassen — Crafton ist erst seit heute mittag wieder hier, die Staunton hat's vierundzwanzig Stunden lang allein machen müssen. Hielten Sie die politische Entwicklung etwa schon für abgeschlossen?"

„Wenigstens für den Augenblick, Chef. Nach Duff Coopers Rücktritt —"

„Unsinn! Damit fängt's ja gerade an, Mann Gottes! Heute nachmittag haben wir Unterhaussitzung, da können Sie etwas erleben! Attlee, Eden, Churchill, Cooper selbst — sie werden dem guten alten Chamberlain so viele unangenehme Dinge sagen, daß der Triumph restlos zum Teufel sein wird. Jetzt sonnt er sich noch als Friedensengel Europas — ich gebe Ihnen Brief und Siegel, morgen zieht er ein großes Aufrüstungsprogramm aus der Tasche, und übers Jahr, Stephen — übers Jahr sind wir doch so weit, wie wir wollen. Man muß nur Geduld haben! Kurz und gut, ich habe hier mühselig meine Informationen gesammelt, ohne jede Unterstützung der Auslandsredaktion — wissen Sie, Stephen, das traue ich mich in Fleet Street überhaupt nicht zu erzählen! Der eine hat sich den Schädel eingeschlagen, der zweite macht in Liebe, und der dritte ist auf Jagd nach inzwischen ganz unaktuell gewordenem Reportagestoff! Toll! Na, Schwamm drüber. Jedenfalls, ich fliege um zwölf wieder nach London. Muß natürlich selbst im Unterhaus sein. Vorher spreche ich Sie. Chartern Sie notfalls einen Chauffeur, wenn Sie es allein in acht Stunden nicht schaffen. Aber um zehn sind Sie hier. Allright?"

Wheeler kaut an der Antwort. „Das wird nicht gehen, Chef", stößt er endlich hervor.

„Jetzt glaub ich doch, Sie sind ernstlich verrückt, mein Lieber! Wenn die Gegenwart irgendeines weiblichen Wesens Ihnen anziehender erscheint als die meine —

Höchstqualität!

Schlauchboote für Flug- und Wassersport

Deutsche Schlauchbootfabrik Hans Scheibert
Berlin SO 16, Köpenicker Straße 32a · Fernruf: Sammel-Nr. 676626

GRÄF & STIFT

Lastwagen, Omnibusse, Spezialfahrzeuge für Feuerwehr, Straßenreinigung · Eigene Karosseriewerke

FABRIK: WIEN, XIX., WEINBERGGASSE 58–76, FERNSPRECHER B-12-5-90 SERIE

Alte Reserve
Winkelhausen
Stammhaus gegr. 1846

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1941/0447
gefördert durch Baden-Württemberg

MAUSER
Jagd-Sport-und Verteidigungswaffen

MAUSER
10 Tasten-Addier-und Buchungsmaschinen

MAUSER
Präzisions-Feinmesswerkzeuge

MAUSER
WELTBEKANNT
ALTBEWÄHRT

Das Aussehen

der gepflegten Frau darf niemals durch quälende Kopfschmerzen, Leib- oder Rückenschmerzen beeinträchtigt werden. Daher nehmen Sie bei auftretenden Schmerzen eine **Herbin-Stodin-Tablette,** welche ja so überaus wirksam ist, das Uebel an der Wurzel packt und die Ursachen schmerzhafter Störungen erfolgreich bekämpft. Am besten Sie verlangen in der Apotheke einfach Weber's Tablette gegen Schmerzen, denn diese bringt die gewünschte Erleichterung. Achten Sie aber immer auf das H im Dreieck.

jetzt 10 Tabletten 0.52 · 20 Tabletten 0.91
60 Tabletten 2.20

Herbin-Stodin
Weber's Tablette gegen Schmerzen
H.O.A. WEBER · MAGDEBURG

Anstatt der Feder eine kleine Kugel und doch mit Tinte

Exakt
der Füllhalter mit der rollenden Kugel in der Spitze.

Geräuschloses Schreiben mit Tinte. Mehrfache Durchschriften. Löschblatt unnötig. Schriftstärke einstellbar: Fein für Durchschriften - stark für Unterschriften.

Selbstfüller 3 Jahre Garantie.
Portofreie Nachnahme oder Voreinsendung Postscheckkonto Dresden Nr. 7335
PREIS RM. **6.-**
Reinhard Lorenz, Füllhalterfabrik
Dresden A 1, Prager Straße 32

Büdo LUXUS Schuhcreme
Büdo Steinbock Lederfett
BÜDO-WERK
Wolfgang Schott
Schwenningen am Neckar

An unsere Leser!

Neue Anschrift des Verlages und der Schriftleitung:

Berlin SW 68, Schützenstraße 18—25, Ruf 17 47 21

Berlin und **Walterchen** sind eins

Walterchens Ballhaus
Berlin O, Holzmarktstraße 72

Aus der Bücherstadt Leipzig

Wertvolle Bücher zu Bruchteilen der früheren Preise. Katalog 21 kostenlos und unverbindlich.
A. Foersters Verlag
Leipzig C 1, Antonstrasse 15—19

Briefe wirkungsvoll schreiben!

Mit „Der rechte Brief zur rechten Zeit" u. „Wörterbuch d. deutschen Sprache" Ratgeber für alle Gelegenheiten, nützlich in allen Lebens- und Berufsfragen. Alle 3 Bücher zusammen 4,75 RM. (mit Porto und Nachn. 5,40)
Albanus Buchvertrieb
Berlin SW 68/47

Lebenserfolg-Bücher:

Durch gute Lebensart zum Erfolg! 2,-. Lerne reden! 2,-. Der rechte Brief zur rechten Zeit 2,-. Das Unterhaltungsgespräch 1,75. Porto und Verp. -,45. Nachnahme -,30 mehr.
Albanus Buchvertrieb
Berlin SW 68/47

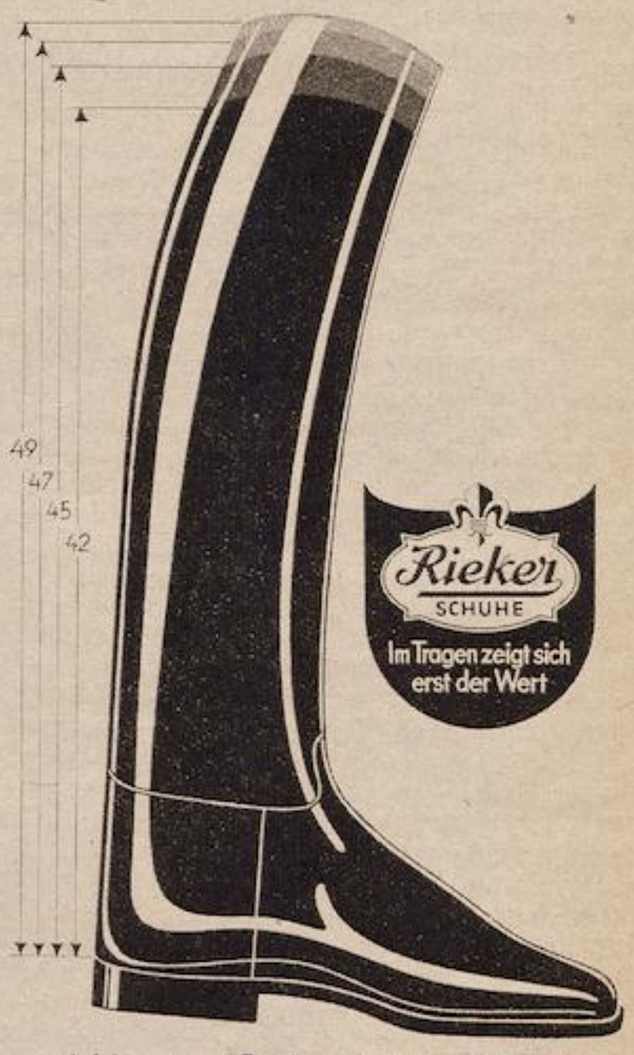
IM FRIEDEN UND IM KRIEG BEWÄHRT
MOTORRÄDER MOTORFAHRRÄDER FAHRRÄDER
NSU WERKE AKTIENGESELLSCHAFT NECKARSULM

Bonsa die Klinge ohne Tadel!

BONSA-WERK SOLINGEN

Ziehung I. Kl. 17./18. Oktob.
480 000 GEWINNE
102 Millionen
viele Mittelgewinne bei der
Deutschen Reichslotterie
HAUPTGEWINN
500 000
Preis 1/8 3.- 1/4 6.- 1/2 12.- 1/1 24:-
Stürmer
Staatl. Lotterie-Einnahme
Mannheim 0.7.11 Postsch. Kt. 250 Klrh.

Die weltberühmte
HOHNER
Gratis-Katalog 64 Seiten, insges. 162 Abb., alle Instrumente originalfarbig. Bis zu 10 Monatsraten.
LINDBERG
Größtes Hohner-Versandhaus Deutschlands
MÜNCHEN
Kaufingerstr. 10



Vier Schafthöhen

in der Rieker-Reitstiefelauswahl geben die Möglichkeit, allen Körpergrößen gerecht zu werden

RIEKER & Co. SCHUHFABRIKEN, TUTTLINGEN

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1941/0448
gefördert durch Baden-Württemberg

ich warte übrigens immer noch darauf, daß Sie die Staunton dementieren und mir erläutern, welche Sorte Sensation Sie in diesem Nest zu finden hoffen!"

„Es geht wirklich nicht, Chef!" Wheeler fühlt sich zugleich wütend und elend. „Ich darf hier nicht weg —"

„Das kann Ihnen doch höchstens die Polizei verbieten, Mann!"

„Die tut's ja eben", antwortet Wheeler leise.

„Was?" Die Stimme drüben schnappt über. „Was ist das?"

„Diese verdammten Idioten", Wheeler schreit plötzlich, daß die Membrane scheppert, „behaupten, ich hätte dem Doktor Arzberg geholfen, aus Camp Doncourt zu flüchten — natürlich ist kein Wort davon wahr!" Da drüben alles still bleibt, fragt er ängstlich gedämpft: „Sind Sie noch da, Chef?"

„Daß der Mann demnach tatsächlich in Camp Doncourt gesessen hat, finde ich privatim ganz interessant", sagte der andere ganz ruhig. „Daß Sie sich gegen meine ausdrückliche Weisung nochmals mit dieser heiklen Affäre abgegeben haben, find' ich unglaublich. Wissen Sie nicht, daß Sie kein Recht haben, den „Daily Chronicle" zu kompromittieren? Aber daß Sie deswegen rücksichtslos die Redaktion im Stich lassen — wissen Sie was? Von mir aus können Sie in Longuyon bleiben, so lange Sie wollen. An der Place de l'Alma brauchen Sie sich jedenfalls nicht wieder sehen zu lassen. Verstanden?"

„Aber Chef — Sie können — Sie werden doch nicht."

„You are fired!" Das brutale Wort, vor dem sich jeder britische Arbeiter an jedem Lohntag fürchtet, zerdröhnt ihm den Schädel. In der Leitung knackt es. Immer noch hält er den Hörer am Ohr. Nach einer Weile sagte die nahe Stimme der Beamtin von Longuyon: „Der Anrufer hat abgehängt. Bitte legen Sie gleichfalls auf, mein Herr."

*

Von der Chaussee kommt in besonderem Rhythmus der Schrei eines Käuzchens. „Franz ruft", sagt Josef Arzberg und hilft Claudia auf.

Stumm gehen sie ein paar Schritte. Diesmal unwillkürlich nebeneinander, Claudia wird langsamer, bleibt stehen. Arzberg fühlt sehr wohl, was sie möchte. Sie erträgt die unklare Situation zwischen ihnen beiden nicht. Jetzt, beim erstenmal, da sie miteinander allein sind, will sie sie klären. Die ganze Zeit, während sie stumm auf das Signal von der Chaussee her warteten, hat sie sich wohl damit abgequält, einen Anfang zu finden. Nun, da sie in ein paar Minuten wieder zu dritt sein werden, peitscht die innere Unrast sie doppelt, noch vorher zum Ziel zu kommen. Und er? Er mag, er kann nicht hören. Er versucht sich einzureden, hier, auf nächtlich freiem, windzerpfiffenem Feld, flüsternd, um sich niemandem zu verraten, der zufällig in der Nähe sein mag, gehetzt von der Ungeduld des, der sie an der Straße erwartet, sei eine Aussprache untunlich, die seelische Regungen von äußerster Zartheit zum Gegenstand habe. Doch das ist es in Wahrheit nicht. Er ist ganz einfach noch nicht so weit, ruhigen Herzens und Gesichts von ihr den Zusammenbruch aller Hoffnungen und Pläne hinzunehmen. Seit er von Méricourt hörte, sie sei in Longuyon — — mußte er nicht meinen, allein um seinetwillen sei sie dort? — hat er für ihre schmale, biegsame Gestalt ein Traumschloß erbaut, dessen Mörtel noch allzu gut kittet. Nicht jetzt — nein, nicht jetzt!

So gibt er sich den Anschein, als habe er ihr Zögern nicht bemerkt. Im gleichen Augenblick kommt abermals, fordernd und antreibend, von der Chaussee der schrille Käuzchenschrei. „Franz wird ungeduldig", sagt Josef flüsternd, „wir wollen uns beeilen."

Ohne zu antworten, strebt sie, den Kopf ein wenig gesenkt, neben ihm zur Straße hinunter.

Sie haben die Chaussee erreicht. Vom Stamm einer Pappel löst sich Franz. „Mein großer weißer Bruder mag Adlerauge, den roten Pfadfinder loben", lacht er mit knabenhaftem Stolz. „Einen Kilometer unterhalb von Haucourt, wie beabsichtigt!" Er bemerkt die gehemmte Haltung der beiden, begreift und bricht ab. „Nun ist's nicht mehr weit", meint er dann und bemüht sich, leichthin zu sprechen, „über den kleinen Bach da vor uns, eine halbe Stunde durch den Forst, und der andere Bach, der dann kommt, ist schon die Grenze." Er späht die Straße entlang. „Volle Deckung!" flüstert er scharf, zieht Claudia mit sich in den von einer Pappel schwarz beschatteten Straßengraben. Josef tut's ihm nach. Fern glüht auf der Straße ein Licht, nähert sich; sie hören den Lärm des heranjagenden Wagens. Als in seinen streuenden Scheinwerfern das Erdreich um sie her fahl aufschimmert, schließen sie unwillkürlich die Augen. Es wird so hell, daß sie meinen, der Fahrer könne sie nicht übersehen. Doch der Wagen fegt vorbei, und die fernen Häuser von Haucourt verschlucken sein Dröhnen.

Um Gleichmut bemüht, hebt Franz das Mädchen auf. Er spürt, daß sie ein wenig zittert. „Das war verdammt unnötig", brummt er. „Aber jetzt kann uns nichts mehr passieren. Kommt!"

Nach hundert Metern verschlingt sie der dichte Forst.

*

Wieder pocht es an Wheelers Tür. Doch wartet man diesmal nicht, bis er antwortet. Als er Licht macht, steht der Gendarmerieoffizier, der ihn mittags verhört hat, schon an seinem Bett.

„Was wollen Sie denn — mitten in der Nacht?" fährt Wheeler auf.

„Sie haben vorhin mit Paris telefoniert. Sie haben, trotz meines ausdrücklichen Verbots, mit einem Unbeteiligten die Affäre Arzberg besprochen. Noch dazu mit Ihrem Chefredakteur. Daß er einsichtiger ist als Sie und die Sache nicht journalistisch ausschlachtet, ändert nichts an der Tatsache."

„An welcher Tatsache?" Wheeler macht sich stark, doch ihm ist nicht wohl.

„An der Tatsache Ihrer Unzuverlässigkeit."

„Das sagen Sie mir? Mir, dem eifrigsten Anhänger der Entente cordiale?"

„Schütze mich vor meinen Freunden", zitiert der Offizier grimmig. „Der größte Eifer nützt weniger als die kleinste Indiskretion schadet. Mit einem Wort, Frankreich ist Ihres Gesichts müde, mein Herr."

Schluß folgt

Urquell
Steinhäger
würzig-mild, mit dem bekannten Schinkenbild
H·C·KÖNIG·STEINHAGEN in Westfalen

Dürfen Rheumatiker Fleisch essen?

Noch vor gar nicht so langer Zeit glaubte man, daß Fleischgenuß eine der hauptsächlichsten Ursachen von Rheuma und Gicht darstelle. Heute wissen wir, daß dies doch nur sehr bedingt richtig ist. Zu reichlicher Fleischgenuß ist sicher ungünstig, aber völliges Fortlassen von Fleisch und anderen eiweißhaltigen Nahrungsmitteln führt nur in seltenen Ausnahmefällen zur Heilung. Der Mehrzahl der Rheumatiker schadet ein mäßiger Fleischgenuß nicht, wenn nur die Hauptnahrung aus reichlich Gemüse, Obst, Salaten und dergleichen besteht. Wichtig ist eine im ganzen knappe und mäßige Kost und das Fortlassen aller Reizmittel.

Nicht zu vernachlässigen ist auch die arzneiliche Behandlung. Seit 25 Jahren ist Togal eines der bekanntesten Rheumamittel. Togal hat sich nicht nur bei allen rheumatischen Beschwerden, Glieder-, Gelenk- und Muskelschmerzen hervorragend bewährt, sondern auch bei Gicht, Neuralgien, Ischias, Grippe und Erkältungskrankheiten. Togal-Tabletten wirken schmerzstillend, fördern die Heilung und stellen Arbeitsfähigkeit und Wohlbefinden bald wieder her. Togal verdient auch Ihr Vertrauen! Sie bekommen Togal zum Preise von M —.89 und M 2.19 in jeder Apotheke.

Kostenlos erhalten Sie das interessante, farbig illustrierte Buch „Der Kampf gegen Rheuma, Nervenschmerzen und Erkältungskrankheiten" vom Togalwerk, München 8-O/2.

UNIFORM-DEGNER
BERLIN, SAARLANDSTRASSE 105
Nur Nachnahme bei Feldpost Vorauszahlung

RADIOLASSO
die transportable **Antenne** (verbunden mit Sperrkreis, Lautregler, Wellentrenner, Feinabstimmer) bringt alle deutschen Sender. Von Laienhand in 1 Minute an jedem Empfänger drahtlos anbringbar. RM 9.85 und 0.75 Nachnahme. Prospekt frei!
Max Wunderlich • Köln 76

Das Kennzeichen des echten
TINTENKULI ist sein ROTRING
Merken Sie sich unbedingt: TINTENKULI — rotberingt!
Weil viel verlangt — oftmals vergriffen

Die angenehm schäumende Zahnpasta

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1941/0449
gefördert durch Baden-Württemberg

Hier wird der Geist geschliffen!

Silbenrätsel

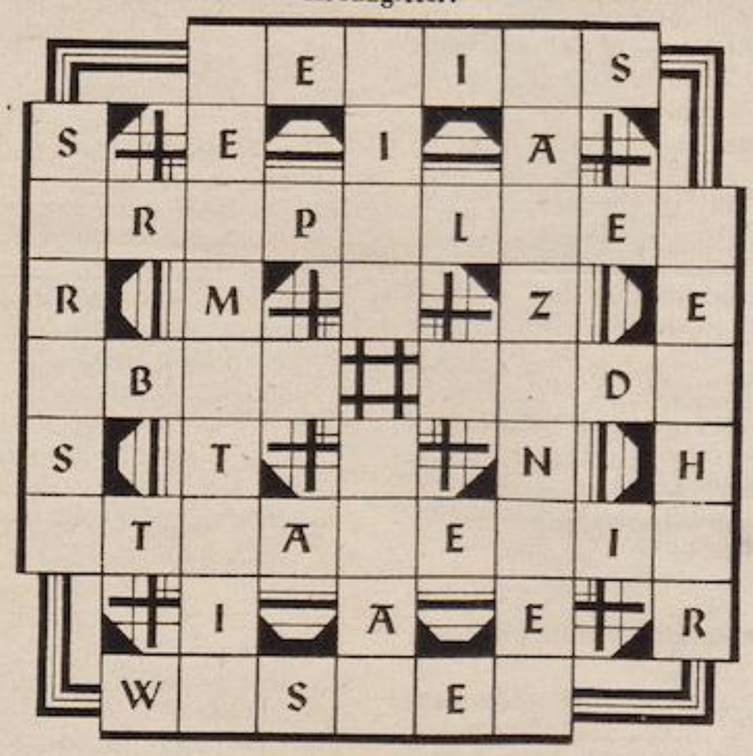
an — be — ben — ben — brem — ein — en — erd — fel — hard — hei — her — hym — i — is — ka — land — me — na — nal — ne — ne — ne — nek — nus — o — o — pi — rad — rak — re — rhön — ri — rot — rück — schrau — se — sper — ta — ta — tal — ti — tral — tritt — ve — wein — zen — zi — zie — zung.

Aus vorstehenden 50 Silben sind 16 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ein Wort von Laotse ergeben.

Bedeutung der einzelnen Wörter:

1. Planet .....
2. afrikanische Giraffe ..
3. Pfirsichart .....
4. Wärmeanlage .....
5. Farbton .....
6. Biograph Karls des Großen .....
7. Tochter des Oedipus..
8. Handwerkszeug .....
9. Geländeform .....
10. Teil des Fahrrades ...
11. Schnaps .....
12. arabisches, unabhängiges Königreich .....
13. Stauanlage .....
14. Naturkatastrophe ....
15. Sportgerät .....
16. feierliches Lied .....

Kreuzgitter.



In die freien Felder der Figur sind Buchstaben einzusetzen, so daß ein Gitterwerk sich kreuzender Wörter entsteht. Die Erklärungen der Wörter sind unabhängig von Richtung und Reihenfolge in der Figur angegeben. Die bereits eingetragenen Buchstaben dienen zur Kontrolle.

Die Kunst der Kriegsführung — alkoholisches Getränk — Himmelsrichtung — Teil der Mathematik — männlicher Vorname, Koseform — Pflanzentrieb — Teil des Zaumzeuges — Solbad an der Werra — deutsche Spielkarte — Voranschlag — Teil des Flugzeuges — Storchenvogel.

Skataufgabe

Vorderhand V. hatte: 4 Unter (Buben), je 2 Nieten in Eichel (Kreuz), Rot (Herz) und Schellen (Karo).

Hinterhand H. hatte: 3 Eichel (Kreuz) mit 15; 1 Grün (Pik) mit 0; 3 Rot (Herz) mit 15 und 3 Schellen (Karo) mit 15 Augen.

Im nicht aufgenommenen Skat lagen 7 Augen in Grün (Pik).

Wie kam es, daß H. mit dem 4. Stich einschließlich der Augen im Skat 63 Augen bekam? Welches leichtsinnige Spiel hatte er gewagt?

Kette aus neun Wörtern.

Es sind neun dreisilbige Wörter folgender Bedeutung zu bilden:

1. Gleichwort für Standort, 2. Grunderfordernis für das Wachstum, 3. Gerät für die Fliegerabwehr, 4. Stadt in Oberitalien, 5. chemischer Grundstoff, 6. italienische Landschaft, 7. Gebirgspflanze, 8. Erläuterung, 9. römischer Kaiser.

Die Schlußsilbe des ersten Wortes soll zugleich auch Anfangssilbe des zweiten sein usw., so daß die Wörter bei richtiger Lösung eine geschlossene Kette bilden. Es kommen folgende Mittelsilben zur Verwendung:

bri — di — ga — nen — ni — ra
— ren — wer — zi.

Auflösungen aus Nummer 18:

Umformrätsel: 1. Roland, 2. Ruegen, 3. Einfall, 4. Turban, 5. Woche, 6. Makrele, 7. Faktura, 8. Fiber, 9. Energie. — Luftwaffe.

Wissen Sie...: 1. Liktorenbündel, 2. Endspurt, 3. Osaka, 4. Nürburgring, 5. Illimani, 6. Dankwart, 7. Algebra, 8. Sambesi. — Leonidas.

Zahlenkasten: Real, Lese, Rade. — Seeadler.

Sprichwort-Mosaik: Im Kampfe muß man alles wagen, Muß Hiebe geben, Hiebe tragen.

„Das ist also Deine Braut? Lieb sieht sie aus . . . Was hat Dir denn zuerst an ihr gefallen?"

„Ihre Stimme, die ist klar wie ein Silberglöckchen! Na, morgen wirst Du Deine neue Schwägerin ja sehen und hören."

„Hans-Werner hat mir gleich erzählt, daß Du eine so schöne Stimme hast: beneidenswert. — ich bin immer so leicht heiser."

Ein kluges Mädchen Wybert nimmt, damit es mit der Stimme stimmt.

Rasch verklingend wie ein Ton schwindet Schmerz durch Melabon

Melabon hat den besonderen Vorteil, nicht einfach nur den Schmerz zu betäuben, sondern auch dessen Ursache zu bekämpfen, indem es regulierend auf den Gefäßtonus u. die Blutzirkulation einwirkt. Darauf beruhen seine raschen und anhaltenden Erfolge bei Kopfschmerzen, Schmerzen in kritischen Tagen, Rheuma, Gicht, Ischias, Zahn- und Nervenschmerzen. Wegen seiner guten Verträglichkeit wird es besonders auch von Empfindlichen bevorzugt. — Packung 72 Pfg. und RM 1.39 in Apotheken.

Gratis

Verlangen Sie unter Bezugnahme auf diese Anzeige die interessante kostenlose Aufklärungsschrift über Melabon von Dr. Rentschler & Co., Laupheim M 101

Melabon

Dominik

Techn. **Zukunftsromane,** erfüllt v. Abenteuern, Spannung, Sensation. — **Serie I** Himmelskraft. Die Macht der Drei. Atlantis. Die Spur des Dschingis Khan. König Laurins Mantel. Das stählerne Geheimnis. (6 Bd. 1936 S.), **27** RM. **Serie II:** Lebensstrahlen. Der Brand der Cheopspyramide. Das Erbe der Uraniden. Kautschuk. Befehl a. d. Dunkel. Atomgewicht 500. (6 Bd. 1926 S.), **27** RM **Serie III:** Treibstoff SR. Wettflug d. Nationen. Ein Stern fiel v. Himmel. Land aus Feuer u. Wasser. (4 Bd. 1378 S.), **14.70** RM. In Monatsraten von **3.50** RM. an je Serie. 1 Rate bei Liefg. (Nachn.) Erf.-Ort Leipzig. Liefg. durch Buchhandlg. **Carl Heinz Finking, Leipzig C 1/6,** Reudnitzer Straße 1—7.

Für geistig interessierte Menschen

„Meyers Lexikon" 8. Aufl. erscheint soeben neu und wird auch während des Krieges fortgesetzt. 12 Groß-Bände mit 300 000 Stichwörtern und Nachweisen, 20 000 Abbildungen u. 1600 Tafeln, in Kunsthalbleder nur RM 180.—. Erhältlich gegen kleine Monatsraten ohne Preisaufschlag. Verlangen Sie das neue Probeheft mit vielen ein- u. mehrfarbigen Bildern kostenlos u. unverbindlich. **FACKELVERLAG, Stuttgart N 455** Abteilung Versandbuchhandlung

Schlichte

Sie wissen ja:
Trinket ihn mässig!

Hess-Harmonikas
Versand an Private
Katalog umsonst!
Alle Musikinstrumente zu preiswert in großer Auswahl!

Alle Musik von Hess Nachf.
Klingenthal-Sa. 138

Städtische Ingenieurschule
MANNHEIM
Maschinenbau — Elektrotechnik
Technischer Kaufmann
Programm A kostenlos

BUCH DER FLIEGER: Sönnichsen
DAS FLUGZEUG
Umfassendes Handbuch über Aufbau, Triebwerk, Flugwerk, Ausrüstung, elektr. Anlagen, Anzeigegeräte, FT-Anlage, Instandsetzungsarbeiten und Betriebsmaßnahmen. Zweite erweiterte und verbesserte Auflage, 920 Seiten mit über 750 Abbildungen. 13 teils mehrfarbigen Tafeln, einer Beilage „Deutsche Flugzeugmuster" sowie einer 24seitigen, farbigen Broschüre: „Beispiel für den Aufbau eines zweimotorigen Mehrzweckeflugzeuges". Ganzleinenband RM 27,— spesenfrei oder monatlich RM **3,—**. Erf.-Ort: Berlin-Tempelhof.
Walther Freund & Co., Berlin SW 11 / WK.
Postscheckkonto: Berlin 7305 — Spezialprospekt frei — **Werber gesucht!**

DÜRKOPP-RÄDER
für jedermann

DÜRKOPP

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1941/0450
gefördert durch Baden-Württemberg

Aus dem Tagebuch eines Sowjetkommissars

(Fortsetzung von Seite 10)

Kommissar vorbei, ohne sich um ihn zu kümmern. Der Kommissar lag zwei Tage ohne jede Hilfe. Solche Sowjetsoldaten müßten erschossen werden, aber auch das ist noch zu wenig für sie.

Es ist ein Vertrag mit England abgeschlossen worden, was ich nicht ganz richtig finde. Lenin sagte im Jahre 1917, daß wir rundherum von Feinden umgeben sind. Es würde besser sein, zu einem allgemeinen Angriff an allen Fronten überzugehen.

Der größte Teil unserer Sowjetsoldaten ist schon in der bolschewistischen Periode geboren worden und kennt das alte System kaum noch. Es muß den Sowjetsoldaten erklärt werden, daß sich bei allen anderen Systemen die Menschen gegenseitig bestehlen und totschlagen.

20. JULI: Ich schreibe den 20. Juli, weiß aber den Tag nicht genau. Wir bewegen uns ostwärts, das heißt, wir ziehen uns zurück. Mir schmerzt das Herz.

Der Reservebestand unserer Armee ist unzuverlässig. Treiben wir diese Menschen abends zusammen, so sind sie dennoch bis zum Morgen in alle Winde geflohen. Solche Kerle müßte man sofort erschießen, dann bestünde wenigstens keine Verbindung mit dem Hinterlande. Gegenwärtig befinden wir uns unweit Smolensk. Seit sechs Tagen schon befindet sich unser Stab auf der Flucht. Eine Verbindung mit unseren Truppenteilen besteht nicht mehr.

21. JULI: Gegenwärtig befinden wir uns unweit von Roslawl, wo ich dicht dabei beheimatet bin. Wodurch hat Deutschland bisher alle Länder erobert? Diese Frage interessiert im Augenblick alle. Wir müssen die mangelnde Moral unserer Sowjetsoldaten besiegen, dann werden wir Deutschland niederzwingen. 1. muß dazu unsere Propaganda verstärkt werden und 2., wo nötig, das Gewehr zur Anwendung kommen. Wir leben ausschließlich im Walde, erhalten keine Zeitungen und keine Briefe.

25. JULI: Gestern war ich bei der Panzerabwehrbatterie, die der 174. Division zugeteilt ist. Unterwegs führte ich bei einem Truppenteil eine Parteiversammlung durch. Dauernd wurden wir dabei von Fliegern beschossen.

27. JULI: An der Front hat sich die Lage nicht verändert. In Richtung Smolensk sind zwei unserer Schützendivisionen verloren.

Die restlichen Kulaken (Großbauern) versorgen in den Dörfern die Deutschen mit Lebensmitteln und geben ihnen Listen der kommunistischen Parteiangehörigen, der Mitglieder der Jugendorganisation und der Dorfaktivisten. Diese Leute sollte man ausrotten.

29. JULI: Gestern fuhr ich nach Chadjansk um Glycerin. Ich bekam nur 8 Liter, doch das reichte nur für einen Teil der Geschütze aus. Unterwegs beobachtete ich einen Luftkampf. Vier deutsche Jäger schossen so lange auf einen russischen Bomber, bis er abstürzte. Die Besatzung rettete sich durch Fallschirmabsprung. Zur Flugzeugbesatzung gehörte auch ein Regimentskommissar, der mir nach seiner Landung eine Fliegerpistole schenkte. Diese begann bei mir unterwegs von selbst zu schießen. Der Kommissar war schwer verwundet.

Auf dem Wege zum Nachrichtenbataillon traf ich den Instrukteur der 4. Armee (Adjutant des Armeegenerals). An seinem Wagen hörte ich zum ersten Male seit 5 Wochen Radiomusik aus Moskau. Plötzlich wurde der Sender unterbrochen und von einer finnischen Station gestört. Der Finne sagte in russischer Sprache: „Achtung, Achtung, es spricht Finnland! Proletarier aller Länder vereinigt euch zum Kampf gegen den Kommunismus! Unsere Luftwaffe hat am 27. Juli 191 sowjetische Flugzeuge vernichtet."

Ich weiß schon nicht mehr, wie ich es fassen und was ich dazu sagen soll.

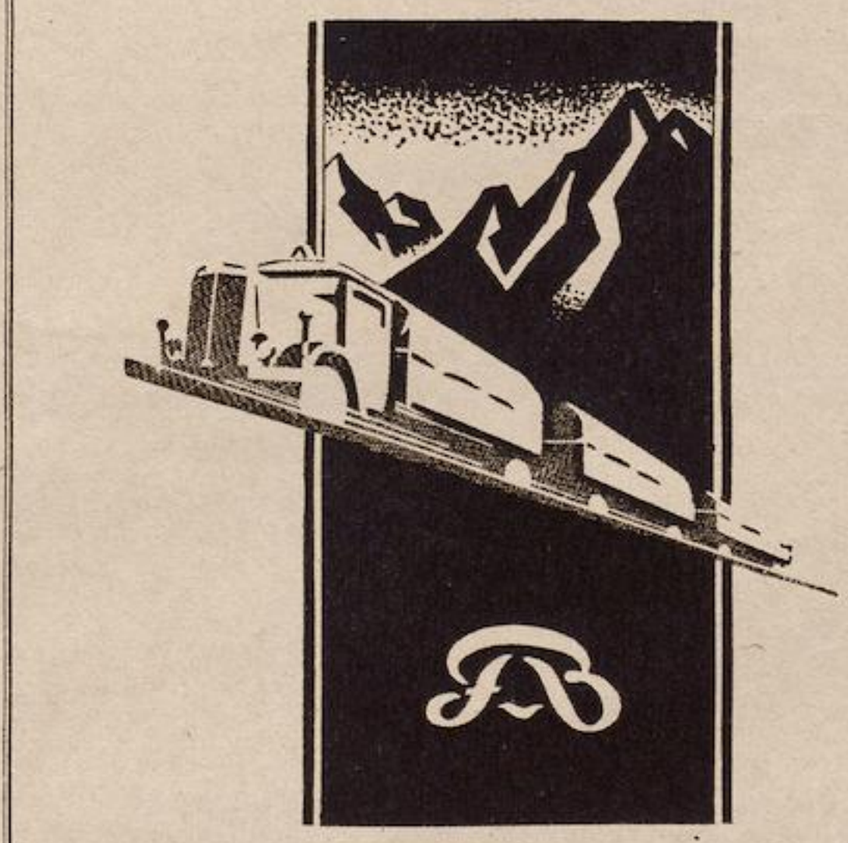
Die Lage an unserem Frontabschnitt: Bei Kritschew wird vornehmlich um die Siedlung Wigewtschina gekämpft. Heut oder morgen fällt die Entscheidung. Bei uns fehlen die Geschosse für die Panzerabwehrgeschütze. Die Ausfälle sind sehr hoch. Die 148. und 160. Schützendivision haben sich zu einer einzigen Division vereinigen müssen. Der Kommissar der 160. Division war sehr niedergeschlagen, weil von 15 000 in jeder Division insgesamt nur noch 500 Mann übriggeblieben waren.

Heute morgen wurden Flugblätter vom Feinde abgeworfen. Dort war zu lesen: „Vernichtet die politischen Kommissare, denn sie belügen euch nur. Der Kommissare gibt es nur wenige. Sie jagen euch in den Kampf, damit sie ein gutes Leben führen können." Das ist schlecht. Sowjetsoldaten, welche die Flugblätter aufheben, werden erschossen.

Man entferne alle Deutschen und Polen aus der Armee, ganz gleichgültig ob sie Kommunisten oder Mitglieder der Jugendorganisation sind. Das ist grundsätzlich richtig.

*

Hier bricht das Tagebuch des Sowjetkommissars plötzlich ab. Dennoch spiegelt sich in den hier wiedergegebenen Aufzeichnungen die Figur des politischen Kommissars ab, den es in keinem Heer der Welt, den es nur in der roten Armee der Sowjetunion gibt. Alles, was man aus dem Tagebuch herauslesen kann, zeigt der Weltöffentlichkeit die Eigenart dieses Menschentyps. Die Aufzeichnungen seiner hinterhältigen Gedanken wechseln mit ängstlichem Gestammel, Zeugnisse abscheulichster Gemeinheit werden verbunden mit kindlichen Kriegsplänen, die auf eine unwahrscheinliche Ahnungslosigkeit auf sämtlichen militärischen Gebieten schließen lassen. Lüge und Genickschuß sind die Waffen eines solchen Menschen, zu denen er sich in seinem Tagebuch offen bekennt.



A. FROSS-BÜSSING K.G.

WIEN 20 · NORDWESTBAHNSTRASSE 53

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1941/0451

gefördert durch
Baden-Württemberg

Roosevelt greift über die Meere

Die Zeiten sind längst vorbei, als man noch einige Zweifel über die Pläne des Präsidenten der Vereinigten Staaten im Atlantischen und im Pazifischen Ozean haben konnte, als es noch nicht feststand, was an gelegentlichen Auslassungen amerikanischer Publizisten und Militärs über Stützpunktabsichten der USA. Tatsache oder Wunschtraum, was Ziel und was Bluff sei. Man hat die Maske fallen lassen, fast täglich enthüllt sich die imperialistische Politik Roosevelts deutlicher und schrankenloser. Washington droht und besetzt, Washington handelt Stützpunkte ein und baut Stützpunkte aus, Washington landet Truppen und sendet neue Luftgeschwader; Washington greift nach Ibero-Amerika, nach Afrika und Europa und Washington bezieht neue Positionen im Pazifik.

*

Mit der Besetzung Islands sind die nordamerikanischen Aktionen in der berühmten „westlichen Hemisphäre" in ein akutes Stadium eingetreten. Vorbereitet hatte Roosevelt dieses Vordringen in ein für die deutsche Seekriegsführung sehr wichtiges Sperrgebiet mit der Kamin-Rede vom 28. Mai 1941, in der er als Beispiele bedrohter, für Amerika lebenswichtiger Gebiete außer Grönland und eben Island das französische Nord-Afrika und das westliche Ende des Mittelmeeres, „die atlantische Festung Dakar und die Inselvorposten der Neuen Welt: die Azoren und die Kapverdischen Inseln" nannte. Seitdem sind von Roosevelts Mitspielern, getreu dem Ausspruch des Präsidenten, die USA. müßten in allen Zonen der Welt souverän bestimmen, welche Stützpunkte sie zu ihrer Verteidigung brauchten, nach und nach Nord-Schottland, Nord-Irland, Eire, der afrikanische Freistaat Liberia, die englische Besitzung in Afrika, Gambia und nicht zuletzt alle Staaten Ibero-Amerikas als Positionen bezeichnet worden, die amerikanische Truppen besetzen sollten und besetzen müßten. Der Stützpunkt-Imperialismus Roosevelts breitet sich an allen Stellen, wo er den geringsten Widerstand zu finden hofft, wie ein Fettfleck aus.

Es ist bekannt, daß bereits bei portugiesisch-englischen Militärbesprechungen im Jahre 1936 von dem sogenannten „atlantischen Dreieck", dessen Spitzen bei Lissabon, den Azoren und den Kapverden liegen, die Rede war. Die strategische Bedeutung dieser Inseln liegt, wie die Karte zeigt, auf der Hand. Durch das Dreieck laufen die meisten Schiffahrtslinien von Europa nach Mittel- und Südamerika sowie die südliche Route des Nordamerika-Verkehrs. Noch wichtiger sind die Inseln für den transatlantischen Luftverkehr. Wie die Azoren das gegebene Sprungbrett für den Flug nach den Bermudas und weiter nach Nordamerika sind (die Clipper-Flugzeuge der USA. wassern regelmäßig in dem Azorenhafen Horta), so können die Kapverden Ausgangspunkt für die südamerikanischen Linien werden. Wer die Kapverdischen Inseln, die einer Bastion gleich auf der Höhe von Dakar vor der westlichen Spitze Afrikas wachen, zusammen mit den brasilianischen Inseln St. Paul und Fernao de Noronha beherrscht und ausbaut, beherrscht die Atlantik-Enge zwischen Afrika und Südamerika. Welche Aussichten würden sich eröffnen, wenn auf diesen Inseln statt der Verkehrsflugzeuge Maschinen der amerikanischen und britischen Luftwaffe starten und landen könnten!

Kein Wunder, daß die Azoren und die Kapverden für Washington als bedroht gelten. Zunächst allerdings hat Portugal, dem diese Inseln seit Jahrhunderten gehören, Truppenverstärkungen nach den Azoren und den Kapverden gesandt, und mit der Reise seines Präsidenten nach diesen Inseln den Entschluß unterstrichen, sie gegen jeden Angriff der angelsächsischen Mächte zu verteidigen.

*

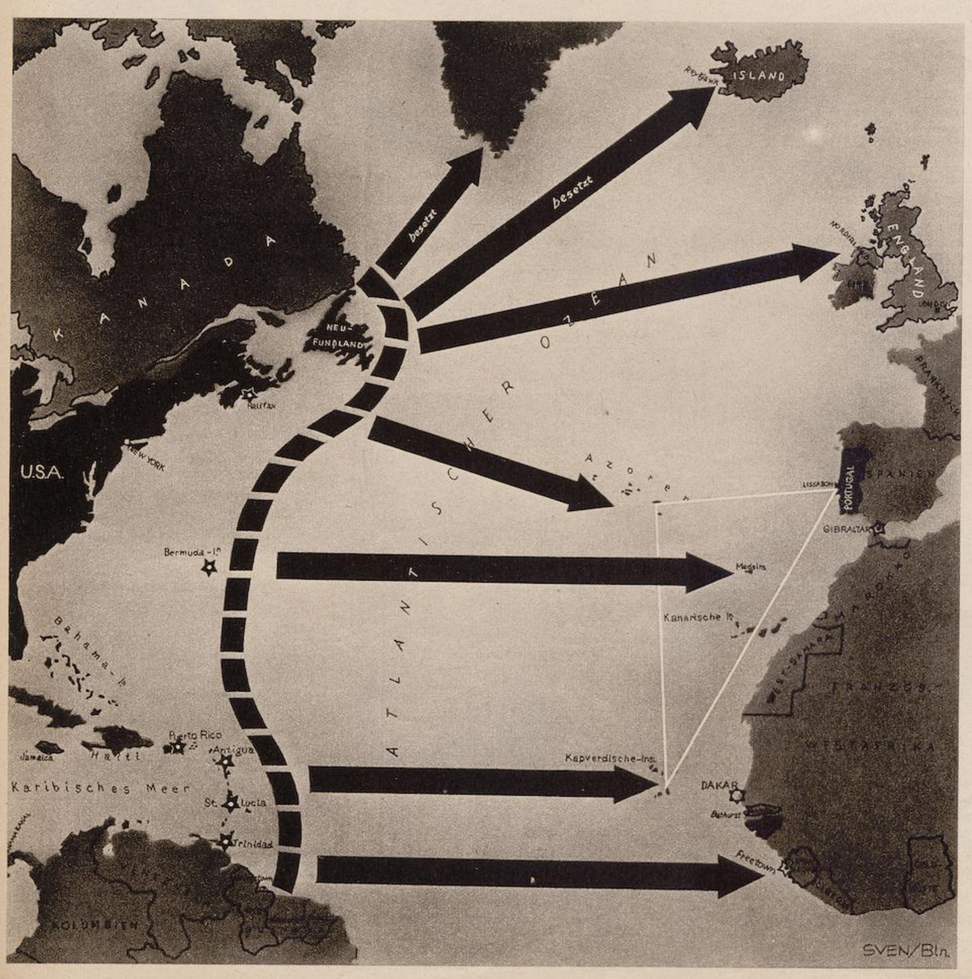
Für die Amerikaner ist der Panama-Kanal das strategische Weltzentrum. Sofort nach Ausbruch des Krieges ließ Roosevelt die Garnisonen am Panama-Kanal auf Kriegsstärke bringen und die Sicherungen an den Kanal-Schleusen verstärken. Die Mobilisierungsarbeiten im größeren Ausmaß führten dann zu dem bekannten Pachtgeschäft mit den Engländern. Erst kürzlich sind im Rahmen dieses Überlassungsvertrages die Marine- und Luftstützpunkte auf der Insel Trinidad von den Amerikanern übernommen worden.

Damit ist die, wie man sich eine Zeitlang ausdrückte, „amerikanische Maginotlinie", der große Halbkreis von Stützpunkten im Vorfeld des Panama-Kanals, vollkommen besetzt worden. Die Ausfahrtstraßen aus dem Golf von Mexiko wie aus dem Karibischen Meer werden von den Amerikanern kontrolliert. Von Neufundland und Halifax läuft der Riegel über die Bermudas weit in den Atlantik hinaus, sperrt mit Hilfe der Bahamas die Durchfahrt zwischen dem Festland (Florida) und Cuba, überwacht mit Jamaica das ganze Karibische Meer, in dem sich außerdem noch die von den Engländern gepachteten Insel-Stützpunkte Puerto Rico, St. Lucia und Antigua befinden, und verankert in den Stützpunkten in Britisch-Guayana die nordamerikanische Stellung auf dem südamerikanischen Kontinent.

Truppenlandungen auf Grönland ergänzten dieses weitgezogene System einer Sicherungsstrategie um den Panama-Kanal im Norden, während im Süden die Regierung von Panama veranlaßt wurde, der USA.-Wehrmacht neue Gebiete außerhalb der bisherigen Kanalzone zu überlassen. Nach etwa einjähriger Anwendung einer listigen Agitation für die Errichtung von Stützpunkten, lebhaften diplomatischen Verhandlungen, auf dem Wege brutaler Einschüchterung, wobei angebliche Angriffsabsichten der Achsenmächte als Schreckmittel herhalten mußten, durch wirtschaftlichen Druck und das Angebot von Anleihen ist es den USA. jetzt gelungen, die ibero-amerikanischen Staaten fast ausnahmslos der Stützpunkt-Politik Washingtons gefügig zu machen. Trotzdem wird für Nordamerika der Panama-Kanal noch immer die „Achilles-Ferse" der amerikanischen Verteidigungspolitik bleiben — solange die berühmte „Zwei-Meeres-Flotte" nicht gebaut ist.

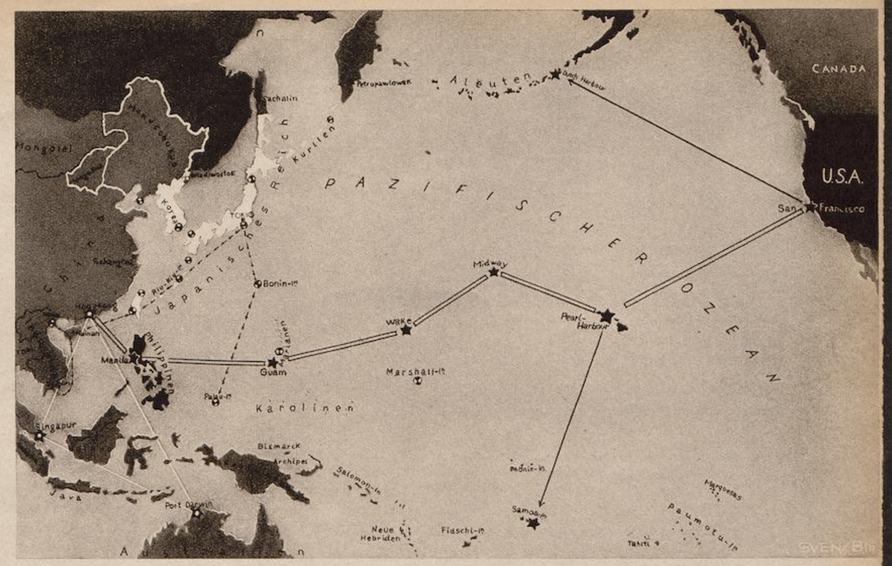
*

Der Panama-Kanal weist nach dem Atlantischen und er weist nach dem Pazifischen Ozean. Ist der amerikanische Stützpunkt-Appetit im Atlantik (wenigstens nach außen hin) erst eine Erscheinung jüngeren Datums, so datiert die offizielle und mit allen Anstrengungen betriebene



Im Namen einer angeblichen „Bedrohung der westlichen Hemisphäre" betreibt Roosevelt eine imperialistische Politik, die sich mit jedem Tag schrankenloser enthüllt. Vor dem Panama-Kanal wurde eine weitgezogene Kette von Stützpunkten ausgebaut. Mit der Besetzung Grönlands und Islands griffen die USA über den Atlantik. Ein dichtes Netz von Stützpunkten, Luftbasen und Marinestationen überzieht die ibero-amerikanischen Staaten. Die Absichten gehen weiter. Sie zielen nach Afrika und Europa hinüber: nach Nordirland, Eire, Liberia, Dakar und nach den uralten portugiesischen Inseln der Azoren und Kapverden

Aufnahmen Scherl, Zeichnungen v. Engström



Je mehr Groß-Britannien seine Kräfte zur direkten Verteidigung seiner Mutterinsel zurückziehen mußte, umso intensiver bemühten sich die Vereinigten Staaten von Nordamerika um die angelsächsische Führung im ostasiatischen Raum. Während im Norden die Positionen über die Aleuten bis zum asiatischen Festland vorgeschoben werden sollen, stoßen die Stützpunkte der „Roosevelt-Linie" über die Inseln Hawaii, Midway, Wake, Guam und die Philippinen unmittelbar hinein in den Machtbereich Japans. Aber Japan, gestützt auf eine günstige seestrategische Lage, auf eine mächtige Flotte und ein tapferes Heer, ist entschlossen, seine Stellung gegen jeden amerikanisch-britischen Interventionalismus zu verteidigen

Verstärkung der amerikanischen Positionen im Pazifik und die offensichtliche Vorschiebung dieser Posten gegen den unmittelbaren Machtbereich Japans seit gut zwei Jahren.

Je mehr England seine Kräfte zur unmittelbaren Verteidigung des Mutterlandes aus dem Empire zurückzuziehen gezwungen war, um so intensiver bemühten sich die USA. um die angelsächsische Führung im ostasiatischen Raum. Die einstigen Überlegungen Washingtons, die Philippinen aufzugeben und sich auf eine sogenannte mittelpazifische Machtbasis Aleuten—Hawaii—Samoa zurückzuziehen, sind längst von Roosevelts Hang zum politischen Abenteuer und dem Drängen nach einer Weltherrschaft erstickt worden, wobei frühere Erwägungen auf realpolitischer Basis fallen mußten. Das Sternenbanner soll auf allen erreichbaren Schlüsselpunkten im Pazifik wehen. Daraus resultiert, daß Japan seine Stellungen unmittelbar bedroht sieht. Aber es kann und es ist nicht gewillt, tatenlos zur Seite zu stehen, wenn eine Front gegen seine Vormachtstellung aufgerichtet wird.

Aus der verwirrenden Vielzahl der Meldungen über fieberhafte amerikanische und englische Vorbereitungen offensiven Charakters, die in gemeinsamen Militärbesprechungen jeweils koordiniert werden, zeichnet sich — mit dem Blick auf die großen Entwicklungen — das Projekt ab, einen gegen Japan gerichteten „Kessel" im Raum von Port Darwin in Australien—Singapore—Manila auf den Philippinen—Guam—Wake—Midway—Pearl Harbour, dem stärksten USA.-Stützpunkt auf den Hawaii-Inseln, bis hinauf nach Dutch Harbour auf den Aleuten und auf einer Nordlinie über Kamtschatka bis zu dem sowjetrussischen Hafen Wladiwostok zu bilden. Während dabei ständig Verstärkungen der Marine- und Luftbasen vorgenommen werden, die der angelsächsischen Presse Anlaß zu kühnen Erörterungen über Operationsmöglichkeiten geben, verschärfen sich die antijapanischen Wirtschaftsmaßnahmen mit dem Gewicht von offenen oder versteckten Sanktionen, die gleichzeitig den Widerstand der Tschiangkaischek-Regierung ermutigen und verlängern sollen.

*

Japans strategische Stellung reicht (in einer ersten Vorpostenkette) vom südlichen Sachalin und den Kurilen in einem halbkreisförmigen Bogen über die Bonin-Inseln, die Marianen und Karolinen, die Palau-Inseln bis an die indochinesische Küste heran. Durch die Landung starker japanischer Verbände in Indochina ist dieser Schutzgürtel weiter gepanzert worden. Er kreuzt das amerikanisch-englische Kraftfeld rechtwinklig und flankiert es auf einer Strecke von fast 3000 Seemeilen. Stärker noch stellt sich die zurückliegende japanische Position zwischen den japanischen Kerninseln mit den Haupt-Marinebasen Sasebo, Kure, Maizuru und Yokosuka, den Riu-Kiu-Inseln, dem Stützpunkt Keelung auf Formosa und Hainan dar. Die wichtigen engen Seestraßen in der unmittelbaren Nachbarschaft Japans und der südchinesischen Küste liegen unter dem Schutz stärkster Küstenbefestigungen. Während die eine Verteidigungsfront sich dem amerikanischen See- und Luftweg quer vorlegt und das japanische Hoheitsgebiet gegen Angriffe von Osten her sperrt, wendet sich die andere Front gegen den Pazifischen Ozean und die direkte Anmarschrichtung eines von dort kommenden Gegners.

Jede Betrachtung der Positionen im Pazifik muß die riesigen Entfernungen berücksichtigen, die es hier zu überwinden gilt. Pearl Harbour auf Hawaii, die amerikanische Festung, liegt beispielsweise 3400 Seemeilen von Tokio entfernt, was etwa einer Strecke von New York nach Hamburg entspricht. Zwischen Pearl Harbour und den Philippinen, dem nächstwichtigen amerikanischen Stützpunkt, beträgt die Distanz nicht weniger als 5000 Seemeilen. Von Singapore, dem „Gibraltar des Ostens", nach dem japanischen Hafen Yokohama sind es 2900 Seemeilen. Das sind Entfernungen, die allgemein über den Wirkungsbereich der modernen Luftwaffe hinausgehen.

Dem Verteidiger kommt diese Weiträumigkeit zugute, der sich auf seine Heimatbasen stützen kann, die Versorgungswege in der Hand hat und vor allem den Vorteil genießt, auf der „inneren Linie" zu operieren.

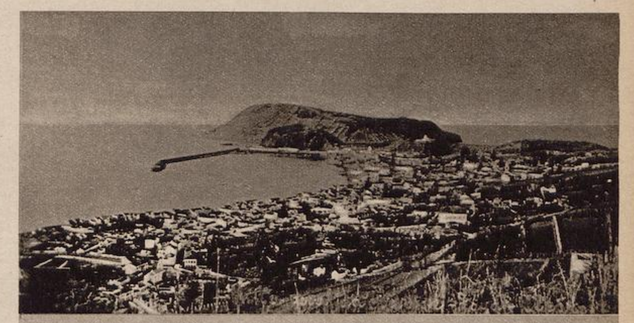
Japan, so hat man seine Seestellung einmal gekennzeichnet, sitzt im Mittelpunkt eines Kreises und vermag nach allen Seiten hin Schläge zu verteilen. Der Angreifer muß diesen Kreis anschneiden, ihm kann die Weiträumigkeit leicht zum Verderben gereichen. Er ist von Nachschubwegen über Tausende von Seemeilen abhängig, die große Teile seiner Kräfte binden und im eigentlichen Operationsgebiet nur zahlenmäßig geringe Einheiten, und sie nur unter besonderen Schutzmaßnahmen, verwendungsfähig lassen. Darum hatten amerikanische Fachleute auch den Satz aufgestellt, daß Japan mit Aussicht auf Erfolg in seinen Gewässern nur angegriffen werden könnte, wenn die amerikanische Flotte mindestens über die doppelte Anzahl von Schlachtschiffen verfüge. Diese Voraussetzung dürfte keinesfalls zutreffen, denn — nach amerikanischen Darstellungen — ist Japan die größte Seemacht der Welt. Von einem derartigen Übergewicht der angelsächsischen Flotte wird aber um so weniger die Rede sein können, als die britische Ostasienflotte in der gedachten Stärke nicht mehr zur Verfügung steht.

Bekanntlich hat die britische Flotte Singapore, und gerade für die Flotte wurde Singapore gebaut, niemals in Besitz nehmen können, weil es die Lage in Europa verbot, die entsprechenden Einheiten aus dem Umkreis der englischen Insel zu entlassen. Amerikas Flotte wird Funktionen übernehmen müssen, die ursprünglich den Briten zugedacht waren. Man kann annehmen, daß auch die Philippinen und deren rückwärtige Positionen Guam und Wake mit Hilfe britischer Flotteneinheiten verteidigt werden sollten. Das wird nicht ohne weiteres mehr der Fall sein können.

Die Verhandlungen zwischen den USA. und Sowjetrußland geben den Aufmarscharbeiten der angelsächsischen Mächte im Pazifik neue Akzente. Wie es heißt, fordert Roosevelt Stützpunkte auf Kamtschatka, vor allem den Hafen Petropawlowsk, und die Überlassung Wladiwostoks, um über Alaska und die Aleuten Streitkräfte nach Ostasien entsenden zu können. Damit würde der amerikanische Stützpunktimperialismus auch auf Asien übergreifen.

Japan verfolgt diese wachsende Einkreisungsfront mit der notwendigen Wachsamkeit. Es registriert genau die unablässigen Truppenverstärkungen in Singapore, auf den Philippinen, auf Hawaii und allen anderen Stützpunkten. Es wird demgegenüber seine Maßnahmen zu treffen wissen. Es besteht nicht der geringste Grund zu der Annahme, daß der für den Seekrieg im Pazifik aufgestellte Grundsatz heute keine Geltung mehr haben sollte: Der Angreifer verliert! Japan greift nicht an. Aber wenn es sich zur Verteidigung gezwungen sehen sollte, dann marschiert die stärkste Macht des Ostens.

J. Amthor



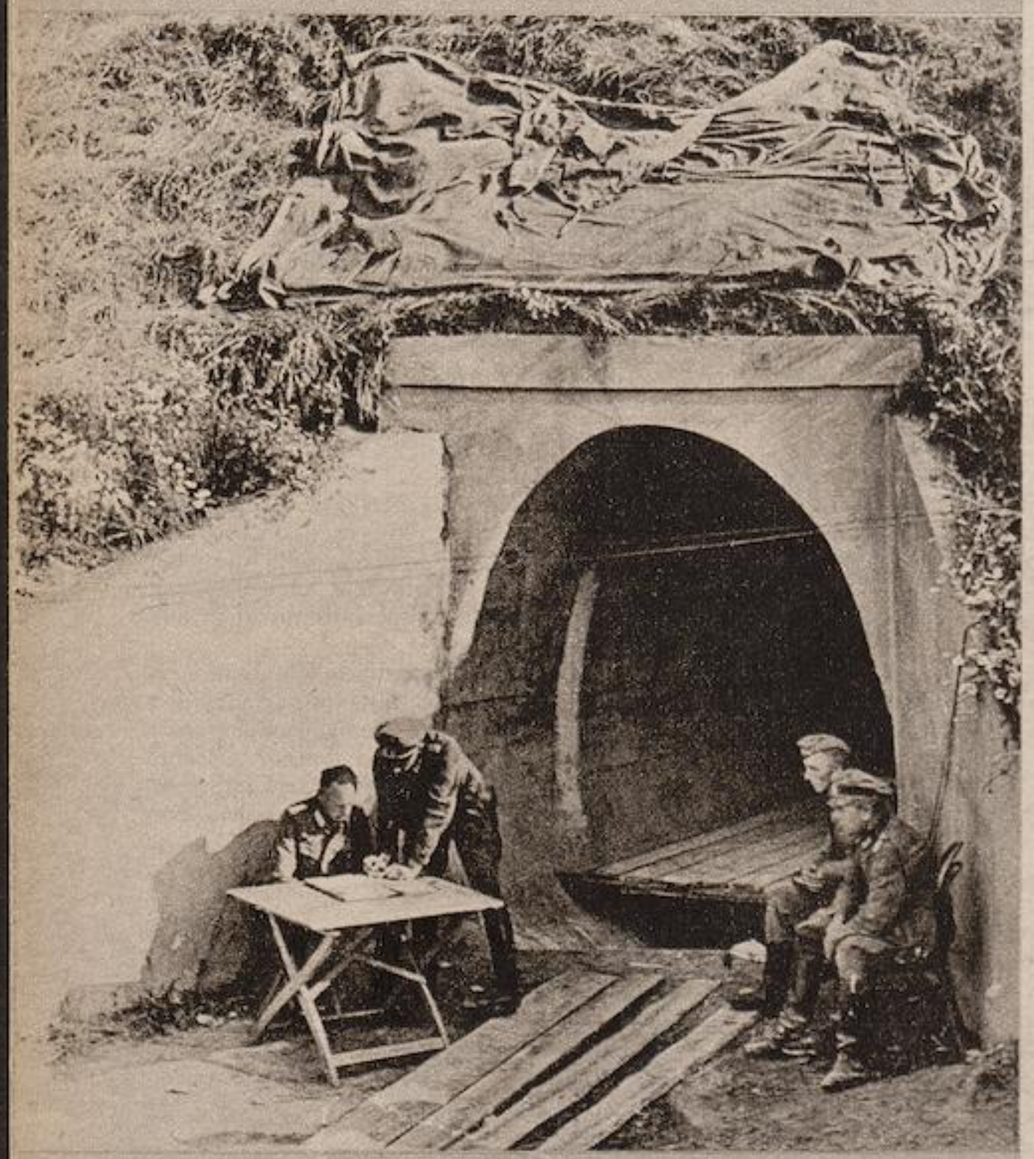
Oben: Eine Luftaufnahme von Horta auf den Azoren, der portugiesischen Inselgruppe. Unten: Dakar, der Hafen an der französischen Senegal-Küste. Schon einmal griffen britische Kriegsschiffe Dakar an. Heute gehört der Hafen zu den Orten, die die Vereinigten Staaten gern zu ihren Atlantik-Stützpunkten machen möchten

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1941/0452
gefördert durch
Baden-Württemberg

L 3040 14/6

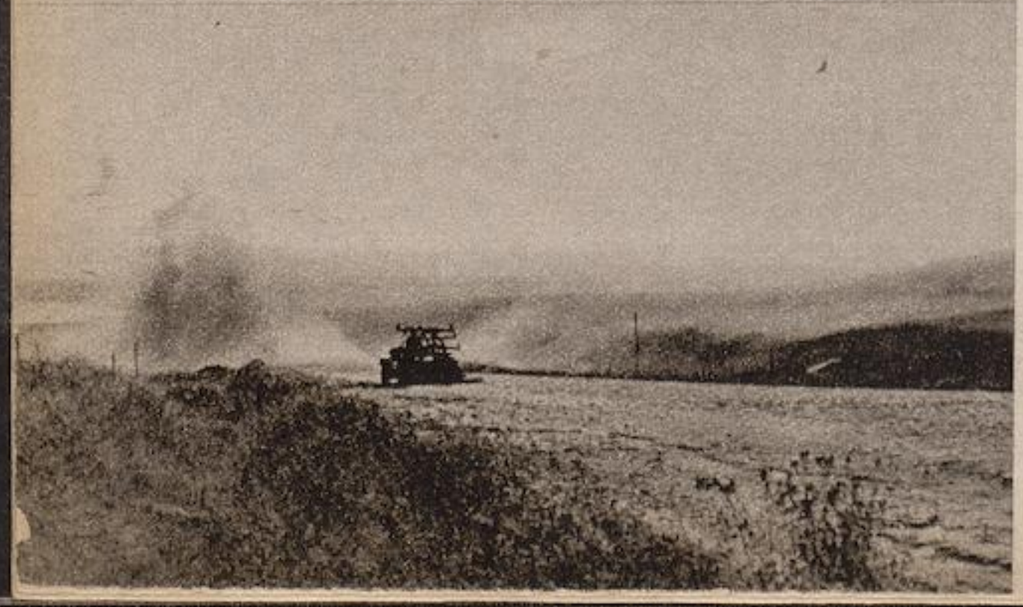
Front an der Rollbahn 2

Diese IG-Stellung ist so hervorragend getarnt, daß sie selbst vor Fliegereinsicht völlig geschützt ist. Die Unterstände links und rechts neben dem Geschütz sind ebenfalls mit Heu bedeckt und von der Umgebung nicht zu unterscheiden



Der Bataillons-Gefechtsstand liegt bombensicher in einem Wasserdurchlaß unter dem Bahndamm

„Fahrzeuge halt! Feindeinsicht!" Dieses Stück der Autobahn kann nur einige hundert Meter hinter dem Posten vom Feind eingesehen werden. Wer sich hier unvorsichtig bewegt, wird genau 2 Minuten später vom Feind unter Feuer genommen, und zwar mit 10 Schuß auf Einzelpersonen und 20 Schuß auf Fahrzeuge



Hier befindet sich die vorderste Front an der Autobahn Smolensk—Moskau, der Rollbahn 2. Ein Bahndamm, der hier die Autobahn kreuzt, bildet eine leidliche Deckung

Alle Aufnahmen: PK-Habedanck

Eine „Heuburg", in deren Schutz eine Pak in Stellung gegangen ist

Hauptschriftleiter: Bernd E. H. Overhues (im Felde). Stellvertreter: Karl Fischer. Graphische Gestaltung: Herbert Dassel. Verantwortlich für Anzeigen: Dr. Horst Harff (im Wehrdienst). Stellvertreter: Dipl.-Kfm. Gerta Eckhardt (alle in Berlin). Verlag „Die Wehrmacht" K.-G., Berlin S.W. 68, Schützenstraße 18—25. Fernruf: 17 47 21. Postscheckkonto: Berlin Nr. 382. Rot.-Kupfertiefdruck: Wilhelm Herget, Stuttgart. — Einzelpreis 25 Rpf. — Für die Zustellung durch Boten werden 3 Rpf. Bestellgeld erhoben. — Postbezugspreis: Monatlich 55 Rpf. zuzüglich 4 Rpf. Bestellgeld.

Buchbinderei (K. Wolff) Universitätsbuchhandlung HEIDELBERG, Anlage 5

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1941/0453

gefördert durch Baden-Württemberg